1,60 DM / Band 260
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

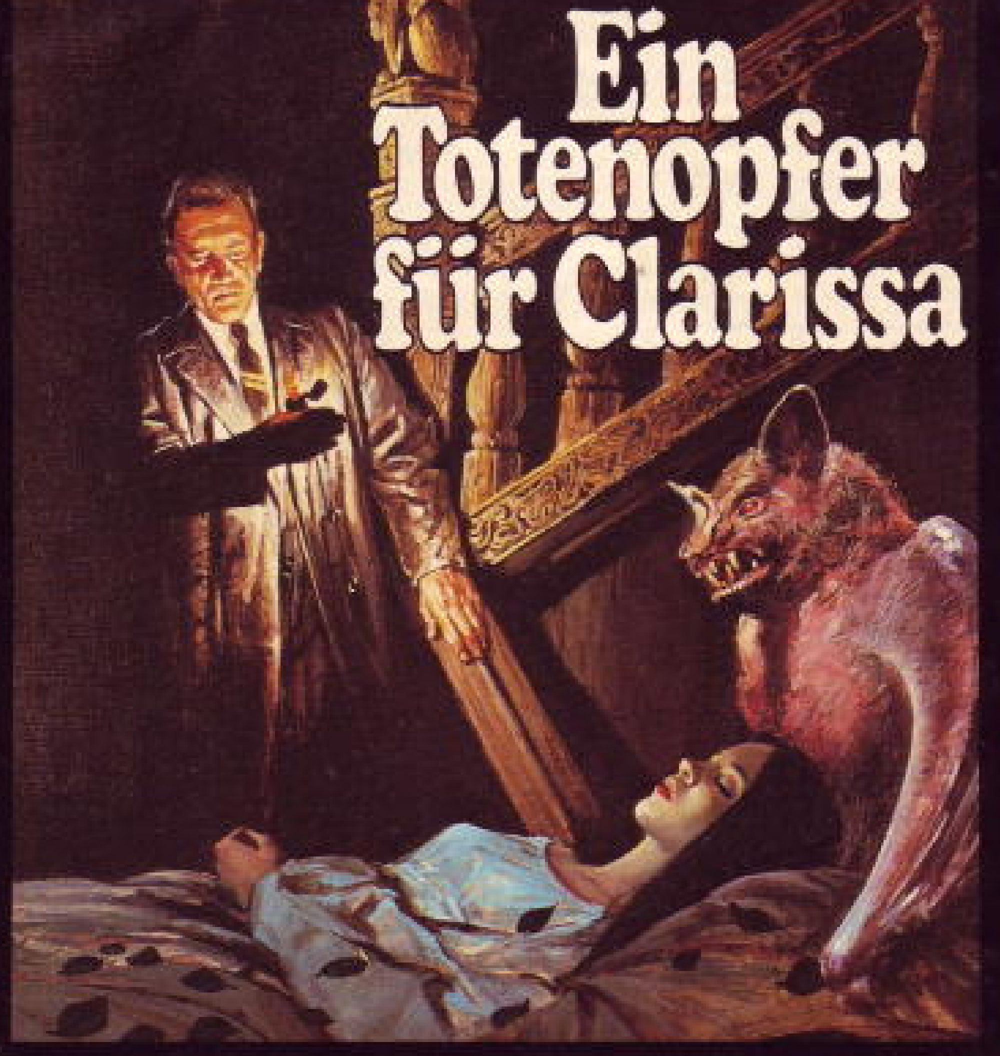
NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Belgien F 35 · Frankreich F 5.- · Italien L 1100 · Luxemburg F 35 · Niederlande f 2.- · Schweden kr 5.- i.m. · Spanien P 90



Ein Totenopfer für Clarissa

John Sinclair Nr. 260

von Jason Dark

erschienen am 28.06.1983

Titelbild von Manuel Prieto

Sinclair Crew

Ein Totenopfer für Clarissa

Sie standen mir gegenüber, und ich war praktisch chancenlos. Einer gegen vier; ich steckte in einer bösen Klemme!

Daß sich alles mitten in London abspielte, machte die Sache nicht einfacher, sondern schlimmer. Der kalte Horror packte mich, als ich daran dachte, daß nur ich die vier Gegner sah. Zahlreiche Menschen bevölkerten den Trafalgar Square, als wäre nichts geschehen. Sie gingen spazieren, nahmen ein erstes Bad in der Frühlingssonne, und ich stand inmitten des Trubels vier unheimlichen Gestalten gegenüber, die aussahen, als wollten sie mir keine Chance lassen…

Ich hörte den Lärm, die Stimmen, das Hupen der Autos, das Lachen der Menschen, und trotzdem kam mir alles unwirklich und unheimlich vor, denn sämtliche Geräusche schienen durch einen Filter zu laufen, bevor sie an meine Ohren drangen.

Ein Riß in den Dimensionen war entstanden. Ich befand mich in der normalen Welt, war aber trotzdem in einer anderen. Wenigstens gab es für mich keine andere Erklärung.

Die vier waren so groß wie ich. Sie besaßen ein menschliches Aussehen, und dennoch stellte ich mir die Frage, ob ich es tatsächlich hier mit Menschen zu tun hatte.

Ich brauchte nur auf die Körper zu schauen, um meinen Zweifeln neue Nahrung zu geben. Sie schimmerten braun, aber so sah keine Haut aus, denn Arme und Beine sowie der übrige Rumpf schienen nur aus gewaltigen, ineinander verdrehten Muskelsträngen zu bestehen. Die Köpfe mit den flachen Gesichtern wirkten eckig und kantig, normale Augen sah ich keine, nur geschlitzte, graue Flecken, und die Nasen standen nicht vor, sondern waren in das Gesicht hineingedrückt. Im Gegensatz dazu besaßen sie normale Münder.

Kleine Höhlen inmitten der knotigen Gesichter, aber ohne Lippen.

Einen Hals hatten diese Wesen ebenfalls nicht.

Und sie waren bewaffnet.

Vielleicht hätten mich die Wesen nicht so gestört oder überrascht, es war in der Tat die Bewaffnung, die meine Aufmerksamkeit weckte; so etwas hatte ich bei Dienern der Finsternis noch nicht gesehen.

Die vier Gegner trugen Bumerangs!

Zwar nicht aus Silber, wie ich einen besaß, sondern aus einem dunklen Material, das eigentlich nur Holz sein konnte. Sie zogen den Kreis enger.

Kein Laut hörte ich von ihnen, nur die gedämpften Geräusche des Trafalgar Square umgaben mich, aber ich spürte die Aura der Gefahr, die von ihnen ausging.

Sie war wie ein kalter, tödlicher Hauch, der mir entgegenwehte.

Gefahr für mein Leben, Sie kam aus einer anderen Welt, war in die normale eingedrungen, um mich zu stellen.

Was sollte ich tun?

Ich hätte mich wehren können, schießen, was weiß ich nicht alles, aber ich dachte an die zahlreichen Menschen, die ja ebenso existierten, wie diese vier Wesen für mich existent waren. Wenn meine Schüsse fehlten, war es durchaus möglich, daß ich Unschuldige verletzte oder tötete, und deshalb mußte ich mir etwas anderes einfallen lassen.

Das Kreuz!

Falls es schwarzmagische Wesen waren, konnte ich sie unter Umständen mit meinem Kreuz stoppen, denn es hatte mich bisher

noch nicht im Stich gelassen.

Jetzt hoben sie die Arme. Für mich ein Zeichen, daß ich mich beeilen mußte. Ich drehte mich und sah auch die beiden anderen, die ihre Arme wurfbereit hielten, um die gefährlichen Waffen zu schleudern. Aber sie taten es nicht und hielten sich zurück, sie warnten mich erst und stellten gleichzeitig ihre Forderungen.

»Gib es her!« hörte ich die Stimmen von allen Seiten flüstern.

»Gib es uns, wir brauchen es. Los, gib es her! Wir müssen es haben. Du hast keine Chance…«

Was wollten sie haben?

Ich verstand sie nicht, ging auch nicht näher auf sie ein, sondern streifte die Kette über meinen Kopf. Jetzt hielt ich das silberne Kreuz in der Hand.

Plötzlich reagierten die vier seltsamen Wesen völlig anders, als ich voraussehen konnte.

»Da ist es!« flüsterten sie wieder.

»Er hat es tatsächlich. Ja, es gehört uns. Wir sind richtig…«

Die Sache wurde immer mysteriöser. Wovon sprachen sie überhaupt? Was hatte ich? Wahrscheinlich war ich durch ihre Anwesenheit zu sehr abgelenkt, daß ich erst ziemlich spät die Lösung des Rätsels erfaßte. Bei ihrer Forderung konnte es sich nur um eines handeln.

Um das Kreuz!

Sie wollten mein Kreuz. Und da sie so scharf darauf waren, würden sie es auch anfassen können, das hieß für mich, keinen Schwarzblütlern gegenüberzustehen.

Und dies versetzte mir einen regelrechten Tief schlag. Von einer Sekunde zur anderen war alles anders. Bisher hatte ich noch Hoffnung gehabt, doch nun hatte sich das Schicksal zu meinen Ungunsten gedreht.

Einer streckte seine Hand aus. Ich schaute genau auf den Handteller und stellte fest, daß er ebenso knotige Finger besaß. Starr lag die Hand in der Luft, kein Zittern, kein Vibrieren – nichts.

Nur die Forderung!

Die sollten sich wundern. Was sie forderten, war ungeheuer.

Nein, sie bekamen es nicht, das wäre ja noch schöner. Ich versteifte unwillkürlich, während ich gleichzeitig meinen Kopf schüttelte.

»Nie!« gab ich ebenso flüsternd zurück. »Nie werdet ihr das Kreuz bekommen. Ich gebe es nicht aus der Hand.«

»Du mußt es uns geben, denn es gehört uns!«

»Ich bin der Sohn des Lichts!«

»Wir holen uns nur unser Eigentum zurück!«

Als diese Worte verklangen, erschrak ich zutiefst. Sie waren ohne große Emotionen ausgesprochen worden, und sie bewiesen mir eigentlich, und dies empfand ich als erschreckend, daß sie tatsächlich

etwas mit dem Kreuz zu tun hatten.

Unser Eigentum!

Ich wollte es trotzdem nicht glauben, schaute mir das Kruzifix an, das auf meiner Hand lag, und machte eine seltsame Entdeckung.

Das Kreuz reagierte plötzlich auf eine Art und Weise, wie ich es noch nie erlebt hatte.

Es strahlte nicht auf, die Zeichen blieben ruhig, aber es machte sich selbständig.

Es hob ab.

Ich war darüber so geschockt, daß mir der Atem stockte und ich sekundenlang einfach nichts tun konnte. Aus großen Augen schaute ich auf mein Kreuz, das inzwischen über meiner Hand schwebte und sich auch von ihr entfernte, einem neuen Ziel zu. Es fand seinen Weg zu den vor mir stehenden Gestalten.

Es war ein regelrechter Schlag. Kein körperlicher, nein, ein seelischer, denn in diesen Sekunden brach für mich eine sorgfältig aufgebaute Welt zusammen. Bisher hatte ich geglaubt, daß mein Kreuz und ich eine Einheit bilden würde. Wir gehörten zusammen wie Feuer und Asche, nun kam jemand, der diese Zweierverbindung brutal zerstörte.

Das konnte ich nicht fassen.

Das Kreuz hatte inzwischen meine Hand verlassen. Es befand sich auf dem Wege zu meinen Gegnern, in dessen flachen Gesichtern sich nichts regte, die es als normal hinnahmen, daß so etwas geschah und mein Kreuz ihnen zuschwebte.

Mein Beruf hatte mich gelehrt, immer schnell und sicher zu reagieren. Ich mußte oft innerhalb von Sekundenbruchteilen richtige Entscheidungen treffen, denn nicht selten hingen Menschenleben davon ab.

Hier allerdings hatte man mich völlig überrascht. Es war zwar spät, aber nicht zu spät.

Die vier sollten es nicht bekommen!

Dieses nicht war für mich der auslösende Faktor. Urplötzlich sprang ich vor, meine Hand schob sich über das Kreuz, die Finger waren gekrümmt, sie fielen nach unten, und im nächsten Augenblick schnappte ich zu.

Ich bekam das Kreuz zu fassen.

Es war ein Griff wie nach einem lebensrettenden Anker, und ich hatte mit meiner Aktion wohl auch die vier Gestalten überrascht, denn sie taten nichts, um das Kreuz an sich zu reißen.

Mir gab dies Gelegenheit, den Kreis der vier Wesen zu sprengen.

Ich warf mich nach links, wollte zwischen zwei dieser Typen hindurch und hatte im nächsten Augenblick das Gefühl, vor eine Mauer aus Gummi gelaufen zu sein.

Es war keine Mauer, sondern die beiden Arme der seltsamen Menschen. Sie hatten sie blitzschnell ausgestreckt, ich wuchtete dagegen und wurde zurückgeschleudert, wobei ich gleichzeitig einen heftigen Tritt gegen die Kniekehlen bekam, so daß mir die Beine weggerissen wurden und ich zu Boden stürzte.

Alles ging zu schnell. Es gelang mir nicht mehr, mich rechtzeitig zusammenzukrümmen, ich krachte mit dem Rücken auf und spürte den wilden Schmerz, der mir sogar für einen Moment den Atem raubte.

»Das Kreuz!«

Jetzt war es ein Schrei, der mir da entgegenhallte, doch ich wollte es nicht hergeben. Die fünf Finger meiner rechten Hand hatte ich um dieses wertvolle Stück gekrallt. Ich wollte mit allen Mitteln darum kämpfen.

Mein Irrtum stellte sich einen Atemzug später heraus, denn das Kreuz reagierte plötzlich.

Es wollte nicht mehr bei mir bleiben. Ob Sohn des Lichts oder nicht, das Kreuz strengte sich an, um meinen Griff zu sprngen, es drückte von innen gegen meine geschlossene Hand und strahlte gleichzeitig eine gewisse Wärme ab, die sich zu einer Hitze steigerte, so daß meine vier Gegner nicht einzugreifen brauchten.

Das Kreuz spielte verrückt!

Ich wand mich auf dem Boden, hob den rechten Arm, spürte die Hitze wie ein Feuer, schrie und hatte dabei das Gefühl, die Hand würde vom Körper abgetrennt.

Warum hörte denn niemand meine Schreie? Weshalb half mir keiner? Um mich herum befanden sich zahlreiche Menschen. Der Trafalgar Square war einer der belebtesten Plätze Londons.

Weit hatte ich die Augen aufgerissen und starrte in die Gesichter der vier Wesen.

Sie hielten mich eng umringt, ihre Köpfe hatten sie gebeugt. Die Arme so weit vorgestreckt, daß sich die vier Bumerangs gegenseitig berühren konnten und über mir eine Brücke bildeten.

Die Hitze war mörderisch. Trotz der wilden Schmerzen wurde mir klar, daß ich das Kreuz nicht mehr lange halten konnte, ich mußte einfach den anderen Gesetzen folgen.

Nein, es war nicht mehr zu schaffen.

Wie von selbst öffnete ich meine Hand. Wenn ich sie nicht verbrannt haben wollte, mußte ich das einfach tun.

Das Kreuz »dankte«, es mir.

Verschwunden war der Schmerz, wie weggeblasen dieses höllische Gefühl. Ich warf einen raschen Blick auf meine Handfläche, rechnete damit, sie glühend und verbrannt zu sehen und wurde positiv enttäuscht, denn die Haut sah so normal aus wie immer.

Das Kreuz schwebte.

Es wollte einfach nicht mehr bei mir bleiben. Dabei näherte es sich den griffbereiten Händen der vier seltsamen Wesen und wurde von einem aufgefangen.

Kein Triumph zeichnete sich in den Gesichtern ab. Sie blieben glatt und ausdruckslos, aber die Körper mit den dicken, knotigen Muskelsträngen richteten sich auch nicht wieder auf, sondern blieben in der gebückten Haltung.

Abermals vernahm ich die flüsternde Stimme. »Du bist nicht mehr der Sohn des Lichts. Du hast dein Kreuz abgeben müssen, du bist jetzt ein Niemand, dem keiner mehr etwas gibt. Ein Nichts bist du, John Sinclair, und du sollst ein Nichts bleiben, indem du eingehst in den großen Kreislauf der Welten. Wir werden dich töten, John Sinclair…«

***

Das Kreuz besaßen sie inzwischen! Nur war es ihnen nicht genug.

Sie wollten mehr, mein Leben, mich töten, eiskalt umbringen, denn es sollte weder ein Kreuz noch einen Geisterjäger geben.

Ein Grab in London!

Sogar auf dem Trafalgar Square, dazu am hellichten Tag unter Tausenden von Zeugen, von denen mich keiner sah oder sehen wollte, denn ich lag am Boden.

In London hatte ich immer sterben wollen, nicht in irgendeiner windigen Ecke der Welt. Als ich daran dachte und mir auch klarmachte, daß es Ernst wurde, bekam ich doch das große Flattern.

Die Angst war auf einmal da. Als hätte dieses Gefühl einen Schub bekommen, so schoß es in meinem Körper hoch. Ich wollte schreien, vielleicht half mir doch einer, und dann waren die vier seltsamen Gestalten und auch mein Kreuz plötzlich verschwunden.

Sie waren wie ein Spuk gekommen, und sie verschwanden ebenso schnell. Ich aber lag mit dem Rücken auf der Erde, wischte mir über die Augen und dachte darüber nach, ob ich alles geträumt hatte oder nicht.

Bis eine Frau fast über mich gestolpert wäre. Sie konnte sich soeben noch fangen, blieb stehen und schüttelte den Kopf. »Sind Sie am hellichten Tage schon betrunken?« fragte sie vorwurfsvoll und schüttelte den Kopf. »Es wird immer schlimmer in dieser Stadt…«

»Jawohl, Madam«, sagte ich artig und stand mit einem Ruck auf.

Sie erschrak, als ich so plötzlich vor ihr stand, und zuckte danach rasch zurück.

Mir fiel es wieder ein. Vielleicht ein böser Traum? Ich tastete nach meinem Kreuz, und da wußte ich, daß ich nicht geträumt hatte. Meine Hände griffen ins Leere.

Es gab kein Kreuz mehr, das vor meiner Brust hing. Das wertvolle

Kruzifix war verschwunden.
Tief atmete ich ein. In diesen Augenblicken empfand ich überhaupt nichts. Vielleicht eine Leere, ein Gefühl, von einem Sprungbrett abgesprungen zu sein und ins Nichts zu fallen.
Aber ich fiel nicht ins Nichts, sondern stand mit beiden Beinen mitten auf der Erde, hielt mich in London auf und hatte miterleben müssen, wie man mich aus dem Unsichtbaren angriff. Dimensionstore hatten sich geöffnet, es war zu einer Überlappung gekommen, die Kräfte freimachte, denen ich nichts entgegenstellen konnte.
Und das war so schlimm.
Die anderen hatten mir bewiesen, daß ich nicht nur mit dem Kreuz hilflos gewesen war, sondern es auch weiterhin blieb.
Was sollte ich tun?
Ich schaute mich um.
Überall das gleiche, in welche Richtung ich auch blickte. Menschen, die über die Gehsteige hasteten, Autos, Fahrräder, ein großer Trubel, wie er zum Trafalgar Square gehörte.
Aber keine Spur mehr von meinen Gegnern. Sie waren und blieben verschwunden.
Auf einer Bank ließ ich mich nieder. Ich mußte einfach einmal nachdenken, wie es jetzt weitergehen sollte. Ohne Kreuz.
Es war natürlich klar, daß ich alle Kräfte darauf konzentrierte, dieses wertvolle Kleinod zurückzubekommen. Aber wie sollte ich es anstellen? Es gab ja nicht die geringste Spur.
Und dann fiel mir noch etwas ein. Man hatte mir klargemacht, mich töten zu wollen. Das war nicht geschehen. Auch dafür mußte es einen Grund geben.
Nur – welchen?
Weshalb hatten es sich meine Gegner plötzlich anders überlegt?
Auch dafür wußte ich keine Lösung. Mir war auch nicht bekannt, um welche Dämonenart es sich bei meinen Feinden gehandelt hatte.
Waren es überhaupt Dämonen?
Eigentlich nicht, denn Schwarzblütler befanden sich nicht in der Lage, mein Kreuz anzufassen.
Also weißmagische Wesen, die sogar das Geheimnis des Kreuzes kannten, das hatte ich deutlich genug zu hören bekommen. Schließlich wußten sie, daß ich der Sohn des Lichts war, doch sie hatten das Kreuz an sich genommen und so getan, als wären sie die wahren Besitzer.
Da stimmte etwas nicht.
Wie ich es auch drehte und wendete, eine Lösung bekam ich nicht. Hinzu kam meine rätselhafte Rettung, die mir zwar keine Sorgen bereitete, mich allerdings beschäftigte.
Ich saß allein auf der Bank. Anscheinend gefiel einigen Leuten mein

Gesicht nicht, denn man ließ mich in Ruhe. Da ich allein saß, merkte ich die Bewegung hinter mir und drehte mich auch sofort um.

»Bleibe ruhig sitzen, John Sinclair!« Der Mann, der dies gesagt hatte, den kannte ich. Er gehörte zu meinen Freunden, denn er war kein Geringerer als Myxin, der Magier…

***

Ich blieb tatsächlich sitzen und drehte nur den Kopf, um Myxin anschauen zu können.

In London liefen zahlreiche seltsame und extreme Typen herum, so daß der kleine Magier überhaupt nicht auffiel. Wie immer trug er seinen Mantel. Seine Haut schimmerte ein wenig grünlich, und die dunklen Augen schienen irgendwie verloren zu blicken.

Myxin war ein Weiser, er wußte vieles, aber nicht alles. Konnte es trotzdem sein, daß er mich gerettet hatte? Diese Frage beschäftigte mich natürlich, doch ich stellte sie nicht. Wenn Myxin es getan hatte, würde er von selbst darauf zu sprechen kommen.

Er ließ sich neben mir auf die Bank fallen und schaute nach vorn, ohne dabei sein Gesicht zu verziehen. »Sie haben es dir abgenommen, nicht wahr?« fragte er.

»Ja, leider…«

»Ich konnte nichts mehr machen.«

»Wieso?«

Myxin schaute den Tauben nach, die vor uns in die Höhe flatterten und sich vom Wind tragen ließen. »Ihre Magie ist sehr stark. Ich setzte meine dagegen ein und konnte es soeben noch schaffen.«

»Dann hast du mich gerettet?« fragte ich.

»Wahrscheinlich.«

Ich mußte schlucken und erst einmal damit fertig werden, daß ich dem kleinen Magier mein Leben verdankte. Deshalb saß ich da und starrte zu Boden.

Myxin unterbrach das Schweigen. »Ich kann dir allerdings auch nicht viel sagen.«

»Wieso?«

»Es liegt alles in einem Ungewissen Dunkel, in der Magie einer Dämmerung. Sie schwebt über allem, ist wie ein Schatten, der alles vernichtet und auffrißt.«

»Du redest wieder in Rätseln«, stellte ich fest.

Myxin hob nur die Schultern.

Es war eine seltsame Unterhaltung, die wir beide führten, umgeben vom Verkehrslärm des Trafalgar Square. Ich kannte Myxin als ein Wesen, das mit seiner Sprache oft nicht herausrücken wollte, das verklausuliert redete und mir des öfteren Rätsel aufgab. Auch hier schien es so zu sein. Er wußte zwar etwas, aber nicht viel.

»Woher kamen sie?«
»Ich kann es dir nicht genau sagen.«
»Waren es Dämonen?«
»Vielleicht.«
»Aber sie wollten mein Kreuz«, murmelte ich, »und sie haben es bekommen. Da steckt doch etwas dahinter.«
»Das sicherlich, ich spürte auch ihre Magie, und ich konnte sie zum Glück beobachten.«
»Wie lange schon?«
»Die ganze Zeit über. Ich wußte, daß sie nach London kommen würden, um das Kreuz zu holen. Sie brauchen es für eine gewisse Sache, die ich leider noch nicht erfahren konnte.«
»Aber sie haben mit dem Kreuz zu tun?«
»Ja.«
Ich schüttelte den Kopf. »Dabei taten sie so, als hätte es ihnen einmal gehört.«
»Das kann sogar möglich sein.«
Nach dieser Antwort schaute ich nicht mehr vor meine Füße, sondern fuhr herum. »Komm endlich mit der Sprache heraus, ich bitte dich. Was hast du alles erfahren?«
»Die flammenden Steine haben sich gemeldet«, erklärte er. »Sie gaben praktisch eine Warnung, denn zwischen ihnen erschien ein gewaltiges Kreuz. Die Steine warfen den Schatten, und dieser Schatten war mit dem zu vergleichen, der auf dein Kreuz paßte.«
»Nur so?«
»Nein, ich hatte sie zusammen mit Kara aktiviert, beschworen, denn ich wollte etwas über die Vergangenheit herausbekommen. Ich habe 10.000 Jahre geschlafen, viel ist in der Zwischenzeit passiert. Neue Magien sind entstanden, alte verschwanden oder wurden verbessert. Die flammenden Steine ähneln einem Reservoir, sie haben all das Wissen der Vergangenheit gesammelt, und ich will endlich, daß sie es wieder preisgeben. Das sind meine Forderungen.«
»Hast du es geschafft?«
»Nur zu einem kleinen Teil. Irgendwie allerdings muß es uns gelungen sein, in die Magie der alten Makkabäer einzudringen. Das muß des Rätsels Lösung sein.«
Ich schaute den kleinen Magier groß an. Plötzlich sah ich den gesamten Vorgang aus einer anderen Perspektive. Natürlich, die Makkabäer. Sie hatten sich ja die Söhne des Lichts genannt, und mein Kreuz hatte auf seiner Wanderschaft durch die Vergangenheit überall Stationen eingelegt, wobei es nicht wenige gegeben hatte, die über dieses wertvolle Kruzifix Bescheid wußten. Unter anderem die Makkabäer.
»Und du hast dich nicht getäuscht?« erkundigte ich mich mit rauher

Stimme.
»Nein.«
»Dann müßte ich also zu den Makkabäern gelangen, um das Rätsel zu lösen. Eine Reise in die Vergangenheit, wie schon einmal. Vielleicht mit der Pyramide des Wissens.«
»Es wäre zumindest nicht auszuschließen.«
»Und die andere Möglichkeit?«
»Vielleicht können wir in der Gegenwart bleiben. Möglicherweise hat alles in der Vergangenheit angefangen. Das, was dort begonnen hat, kann unter Umständen jetzt Früchte tragen.«
Wieder einmal sprach Myxin in Rätseln. Ich wußte nicht, wo ich den Hebel ansetzen sollte und schaute den kleinen Magier fragend an.
»Hast du Zeit?« erkundigte er sich.
»Eigentlich ja.«
»Bist du bewaffnet.«
»Bis auf meinen Bumerang habe ich alles Wichtige bei mir.«
»Dann hol ihn!«
Ich drückte mich von der Bank hoch. »Und was ist, wenn ich mit ihm zurückkehre?«
»Dann werden wir die flammenden Steine besuchen«, erklärte der kleine Magier. »Von dort muß es eine Spur geben. Kara hält hoffentlich die Magie aufrecht.«
»Gut, ich nehme deinen Rat an.« Den Bentley hatte ich ein Stück weiter abgestellt. Es war mir wie ein kleines Wunder vorgekommen, daß ich überhaupt einen Parkplatz fand. Ich ging auf den Wagen zu, öffnete die Haube des Kofferraums und schloß auch meinen Einsatzkoffer auf. Darin lag der Bumerang.
Eine schwere Waffe, die zwar sehr wertvoll war, die ich allerdings nicht gern mitnahm, eben weil sie ein so großes Gewicht besaß. Doch ich brauchte nur ein wenig zurückzudenken. Da hatte ich die vier seltsamen Wesen gesehen, und sie waren ebenfalls mit Bumerangs bewaffnet. Wahrscheinlich hatte Myxin deshalb den Vorschlag gemacht.
Ich schlug den Deckel wieder zu und wollte zu Myxin zurückgehen. Das war nicht mehr nötig, denn der kleine Magier war mir gefolgt. »Wir werden den Sprung von hier aus schaffen«, sagte er mit leiser Stimme und nickte.
»Soll ich nicht vorher noch Bescheid geben? Suko weiß von nichts, er wird sich Gedanken machen…«
Myxin schüttelte den Kopf. »Keine Bange, wir geben ihm schon Bescheid, John.«
»Ich verlasse mich auf dich.«
»Das kannst du auch.« Kaum hatte Myxin die Worte ausgesprochen, als er mich berührte. Dieser Kontakt mußte hergestellt werden, um die

magische Brücke zu bauen, die uns dann zu den flammenden Steinen transportierte.

Wenn uns einer zugesehen hatte, hätte er sicherlich an seinem Verstand gezweifelt, denn plötzlich war die Stelle, wo soeben noch zwei Männer unterschiedlicher Größe gestanden hatten, leer.

Meßbar war diese magische Reise nicht. Ich spürte ein leises Ziehen im Hinterkopf, unter meiner Schädelplatte entstand das mir schon bekannte Rauschen, und plötzlich war die Umgebung nach einem Moment der Dunkelheit eine andere.

Ich fand mich zwischen den flaming stones wieder!

Es dauerte einen Augenblick, bis ich das Schwindelgefühl abgeschüttelt hatte und die Stimme der Frau verstehen konnte, die mich begrüßte. Kara sprach.

»Willkommen, John!«

Sie stand vor mir, hatte ihre Hände auf den Schwertgriff gestützt und die Spitze der Waffe in den Boden gedrückt. Diesmal trug sie kein Kleid, sondern eine grüne Pumphose und einen losen Überwurf, der in der Taille gehalten wurde. Durch das schwarze Haar fuhr der Wind und bauschte es auf.

Ich nickte ihr zu. Danach wurde mein Blick abgelenkt, denn zwischen den vier im Quadrat stehenden Steinen befand sich ein Abdruck am Boden, den ich kannte.

Er gehörte meinem Kreuz, nur war er um ein Vielfaches vergrößert, und wenn ich genauer hinschaute, sah ich sogar die einzelnen magischen Zeichen, so daß es für mich keine andere Alternative gab. Bei diesem Abdruck konnte es sich nur um das von Hesekiel hergestellte Kreuz handeln, das sich nun im Besitz dieser seltsamen Wesen befand.

»Da siehst du es selbst«, erklärte Myxin.

Ich nickte. »Und das ist so plötzlich gekommen?«

Kara trat einen Schritt näher. »Ja, wir führten unsere Forschungen durch und wurden auf einmal von diesem Abdruck überrascht.«

Nach ihren Worten war es still. Ich hörte das Plätschern des Bachs, der das kleine Tal zwischen den bewaldeten Hügeln durchschnitt, in dem die Steine standen.

Sie befanden sich in England, das stand fest. Allerdings wußte ich nicht den genauen Standort, und Myxin hatte sich auch nicht verraten. Um die Steine mußten sich zahlreiche Legenden und Sagen ranken, deren Lösung ich nicht wußte. Weder von Myxin noch von Kara hatte ich Antworten bekommen, unter Umständen wußten sie selbst nicht alles über die Herkunft der Steine.

Mit jeder Seite berührte das Kreuz einen Stein. Es füllte das Quadrat mit der Längsachse diagonal aus, und es schimmerte irgendwie rötlich. Auch flackerten die Umrisse, die blieben nie scharf und

befanden sich in dauernder Bewegung.
»Was hat dies mit den Makkabäern zu tun?« sagte ich zu mir selbst.
»Das müssen wir herausfinden«, antwortete Myxin.
»Und wie?«
»Ich hätte da eine Idee«, meinte Kara und sah unsere gespannten Blicke auf sich gerichtet.
»Welche?« fragte ich.
»Du vermißt dein Kreuz, das steht fest. Und du willst es zurückhaben. Vielleicht kannst du es rufen.«
Als sie meine Skepsis im Blick sah, begann sie zu lachen. »Ich meine es ernst. Das Kreuz gehört dir. Du bist der Sohn des Lichts, auch wenn andere sich so nennen, und dir allein hat man die Zeichen und das Rätsel des Kreuzes offenbart. Du kennst die Formel, deshalb, John Sinclair, rufe sie.«
Das war in der Tat eine hervorragende Idee. Darauf hätte ich schon in London kommen müssen, aber ich war so überrascht und durcheinander gewesen, daß ich daran nicht dachte.
»Nun?« fragte sie lächelnd.
Ich nickte heftig. »Ja, der Vorschlag ist nicht schlecht. Aber ob sich etwas ändert…?«
»Versuche es«, erwiderte Kara, und auch Myxin nickte mir aufmunternd zu.
Ich hob die Schultern. »Mehr als Pech können wir nicht haben«, erklärte ich und öffnete schon den Mund, als Kara einen Einwand hatte.
»Nein, John, nicht von der Stelle aus, wo du stehst. Tritt in das Quadrat der flaming stones. Ihre Magie wird deinen Ruf hoffentlich noch verstärken.«
Da hatte Kara eine gute Idee gehabt. Ich betrat das Quadrat zwischen den Steinen und sah, als ich an mir herabschaute, auch den Schatten des Kreuzes auf meinem Körper.
Dabei fühlte ich nichts. Nicht einmal ein seltsames Kribbeln auf der Haut, es war alles normal, dennoch mußte ich mich überwinden, um die magische Formel zu rufen.
Ein beklemmendes Gefühl bekam ich schon, und etwas schien meine Brust zusammenzudrücken, so daß mein Herz Mühe hatte, normal zu schlagen.
»Jetzt!« sagten Myxin und Kara wie aus einem Munde.
Ich nickte und rief die Formel, die mich ein alter Mann gelehrt hatte. »Terra pestem teneto – Salus hic maneto!«
Kraftvolle Worte, dabei angefüllt mit einer großen Magie, schallten aus meinem Mund, und ich wartete auf eine Reaktion.
Sekunden vergingen.
Ich stand wie angeleimt auf dem Fleck und hatte meinen Oberkörper

leicht vorgebeugt. Dabei merkte ich, daß es über meinen Rücken rieselte. Eine kalte Hand schien die Wirbel hinabzugleiten und die Gänsehaut zu erzeugen.

War es zu schaffen?

Ich beobachtete nicht nur die Steine, sondern auch das Kreuz, dessen großer Abdruck sich deutlich auf dem Boden zeigte.

Und dort zeigte sich in der Tat etwas. Meine Augen wurden groß, denn aus dem Nichts kroch ein weiterer Schatten heran.

Er war gewaltig, sogar so groß, daß er das gesamte Quadrat ausfüllte. Aber es war nicht der Schatten eines Kreuzes, so wie ich vielleicht gedacht hatte.

Nein, etwas anderes geisterte heran.

Ein Tier.

Der Kopf und der Hals eines Tieres. Im ersten Augenblick sah es aus wie ein Hund, bis ich genauer hinschaute und etwas anderes aus dem Schatten erkannte.

Es war der Kopf eines Wolfs!

***

Der Mann hatte seinen Wagen und auch den Fahrer dort warten lassen, wo die pistenähnliche Straße ihr Ende fand. Den Rest des Weges wollte er allein gehen.

Dabei war er für diese Gegend nicht angezogen. Wer hier herumstromerte, mußte entsprechende Kleidung tragen, außerdem Schuhe, mit denen er wandern konnte.

Das alles war bei dem Mann nicht vorhanden. Er hatte einen normalen Straßenanzug an und trug darüber einen hellen Staubmantel, hatte ihn aber nicht zugeknöpft.

Für einen Moment blieb der Mann vor dem langen Hang stehen.

Er mußte ihn hinuntergehen, um sein Ziel zu erreichen. Das allerdings war leichter gesagt, als getan, denn der Hang war mit Geröll bedeckt. Relativ kleine Steine, die bei einem unbedachten Tritt leicht eine Lawine auslösen konnten.

Das Ziel des Mannes lag in einer Senke.

Wo sich der tiefste Punkt befand, stachen die alten Mauern des Klosters aus der graubraunen Erde hervor. Die knallige Sonne hatte diese Gegend gezeichnet. Sie brannte fast das gesamte Jahr über, und auch der Wind, der manchmal vom Schwarzen Meer herkam, brachte Kühlung. Dieser Flecken gehörte zu den heißesten der Türkei, und der Mann, der auf den Namen Costa Taridis hörte, wußte dies genau.

Er hätte allerdings jede Strapaze auf sich genommen, um sein Ziel zu erreichen, denn wenn er das schaffte, was er sich vorgestellt hatte, gehörte er zu den mächtigsten Männern des Landes. Costa Taridis war einem Geheimnis auf die Spur gekommen, das in uralter Zeit seinen

Anfang genommen hatte und nun von ihm gelüftet werden sollte.

Er hatte lange geforscht, all seinen Einfluß und seine Macht eingesetzt, aber die Forschungen hatten sich gelohnt, er würde das große Geheimnis einer längst ausgestorbenen Kultur ans Tageslicht bringen und dabei eine ungeheure Machtfülle erringen, die seine anderen finanzstarken, griechischen Landsleute weit in den Schatten stellten. Es hatte ihn viel Geld gekostet, um von den Türken in Ruhe gelassen zu werden, doch der Bakschisch machte sich immer bezahlt. Gerade im Orient wurde er nach wie vor sehr gern gesehen.

Grau war der Himmel. An einigen Flecken zeigte die ansonsten zusammenhängende Wolkenbank Risse, so daß ein helles Blau hindurchschimmern konnte.

Die Temperaturen hielten sich in Grenzen. Eine für den Monat März normale Wärme.

Costa Taridis war sehr vorsichtig, als er den Hang hinunterschritt. Er ging manchmal wie ein Betrunkener und mußte die Arme ausgestreckt halten, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren.

Jeder Stein war praktisch eine kleine Stolperfalle, und er konnte beim besten Willen nicht vermeiden, daß er durch seine Tritte Mini-Lawinen löste, die in die Senke hinunterrollten und gegen die hellen Mauern des alten Klosters sprangen, wo sie schließlich gestoppt wurden.

Wenn es steiler bergab ging, mußte er sich zurückhalten, um nicht zuviel Tempo zu bekommen. Er drückte dann seinen Oberkörper nach hinten, wobei er versuchte, sich mit den Hacken einzustemmen.

So näherte er sich Schritt für Schritt seinem Ziel, das er so intensiv und lange angestrebt hatte.

Costa Taridis war ein Mann in mittleren Jahren. Er verdiente sein Geld mit Oliven. Ihm gehörten große Plantagen. Gerüchte wollten wissen, daß er der reichste Olivenhändler im Lande war.

Er war hochgewachsen, sein Haar zeigte einen grauen Schimmer, und es lag voll auf seinem eckigen Kopf. In seinem Gesicht fiel die kräftige Nase auf, die mit dem dazu passenden Kinn gut harmonierte. Dichte Augenbrauen wuchsen am unteren Ende der Stirn, und seine kräftigen Hände bewiesen, daß er auch zupacken konnte, falls es nötig war.

Je tiefer er ging, um so gefährlicher, weil steiler, wurde es. Er konnte nur noch schräg laufen und verlor trotz aller Vorsicht schließlich die Balance, so daß er hinfiel.

Ein wütender Fluch drang über seine Lippen. Beim Abstützen hatte er mit dem Ballen der rechten Hand auf einen kantigen Stein gefaßt, so daß eine leicht blutende Wunde geblieben war.

Er leckte das Blut ab und spie es aus. Dabei warf er einen Blick zurück.

Sein Fahrer stand am Rand der Senke. Die kräftige Gestalt hob sich

deutlich ab, und der Mann winkte seinem Chef zu.

Taridis ging weiter. Er hatte nicht mehr weit zu laufen, brauchte nur wenige Schritte, um den Grund der Senke und damit auch sein Ziel zu erreichen.

Vor dem Kloster blieb er stehen.

In seinen Blick stahl sich so etwas wie Ehrfurcht, als er die alten Mauern anschaute. Das meiste war zerstört worden, den Kriegen und Angriffen der Osmanen hatte das Kloster nicht widerstehen können. Der islamische Glaube war wie ein Tornado über das alte Kloster hinweggebraust.

Doch nicht alles war zerstört worden.

Das wußte Costa Taridis aus den alten Aufzeichnungen, die er gefunden hatte. Das wichtigste Geheimnis war nach wie vor nicht gelüftet, aber das wollte er.

Er schritt an der Mauer entlang und wunderte sich über die Stille.

Kein Laut wehte heran, nicht einmal ein Vogel durchschnitt die Lüfte. Er sah auch kein Grün, nicht ein Grashalm wuchs scheu zwischen den Steinen hoch, alles blieb in diesem grauen Braun, von der Sonne versenkt und angebrannt.

Die Außenmauern standen noch zum großen Teil. Zwar zeigten auch sie an einigen Stellen die Einschläge schwerer Geschützkugeln, diese Treffer waren allerdings nicht so gravierend, daß sie die gesamte Mauer zerrissen hätten.

An einer besonders großen Lücke verhielt er seinen Schritt und stieg über den kniehohen Rest des Gesteins in den Innenhof des alten Klosters.

Hier erst sah der Grieche, wie groß der Komplex tatsächlich war.

Zu dem Kloster hatten mehrere Gebäude gehört, einen alten Brunnen sah er ebenfalls und eine zerstörte Kirche.

Sie hatten am meisten abbekommen. Kein Stein stand mehr auf dem anderen. Vandalen schienen dort gehaust zu haben.

Aus der Tasche seines Mantels holte Taridis einen Lageplan hervor und faltete ihn auseinander.

Er verglich seinen Standort mit einem rot eingezeichneten Punkt auf dem Plan und nickte zufrieden. Eigentlich brauchte er nur einen halben Schritt zurückzugehen, um den bestimmten Punkt zu erreichen.

Dort blieb er dann stehen.

Sein Blick fiel genau auf die kleine Kirche, vielmehr dorthin, wo sie gestanden hatte. Von ihr war nur ein Haufen Trümmer geblieben, die die Sonne gebleicht hatte.

Aber rechts neben der Kirche, zwischen dem ehemaligen Gebäude und der Außenmauer, sollte ein Gang herführen, der erst beim genaueren Hinsehen zu erkennen war.

Costa Taridis setzte sich in Bewegung. Er behielt die Richtung genau bei, wich keinen Zentimeter ab, schaute hin und wieder auf den Plan und schob sich dann zwischen Trümmer und Außenmauer entlang. Schon jetzt konnte er den Platz, den er unbedingt erreichen wollte, genau erkennen. Es war ein kniehohes Viereck, an einer Seite offen. Dort mußte er hinein, alles andere war unwichtig.

Die kleine Mauer war nicht zerstört, sie hatte all die Jahrhunderte überstanden, als Zeuge einer fernen Vergangenheit. Jetzt hoffte der Grieche nur, daß er auch den Zutritt zu den unterirdischen Kammern fand.

Er bückte sich und schaute genau auf den Plan. Das Viereck, in dem er sich aufhielt, war genau eingezeichnet. Und in dessen Mitte befand sich ebenfalls ein Quadrat, allerdings wesentlich kleiner und von den Rändern des großen ein ziemliches Stück entfernt.

Zum erstenmal seit langer Zeit arbeitete der Grieche körperlich.

Er räumte Schutt zur Seite, schaufelte mit bloßen Händen den Staub weg und legte schließlich das kleinere Quadrat frei.

Sehr sorgfältig ging er vor. Er ließ sich viel Zeit dabei. Da er so lange geforscht hatte, kam es auf Minuten auch nicht mehr an.

Einen ersten Erfolg verbuchte er, als er die in den Stein eingravierte Zeichnung sah.

Sie zeigte einen Wolfsschädel!

Über die etwas wulstigen Lippen des Mannes huschte ein siegessicheres Lächeln. Diese Zeichnung bewies ihm, daß er sich auf dem richtigen Weg befand.

Er machte weiter.

Bald hatte er auch die Umrisse des Quadrats freigelegt, das fast fugenlos in den Boden eingelegt war. Mit bloßen Händen würde er die Platte nicht in die Höhe bekommen, das war auch nicht vorgesehen, es gab da einen Trick, den er anwenden mußte.

Aus seiner Tasche holte er ein Messer. Er klappte es auf, bückte sich und stach das Messer in seinen linken Zeigefinger, wobei er es noch im Fleisch steckend nach vorn zog.

Eine Wunde entstand, aus der augenblicklich das dunkelrote Blut quoll. Der Schwerkraft folgend, lief es nach unten, sammelte sich an der Fingerkuppe, bevor es zu Boden tropfte.

Der Grieche hielt seinen Finger so, daß die Tropfen auf das Gesicht des Wolfes fielen.

Er hörte sogar ein leises Klatschen und sah, wie das Blut vom Maul des eingravierten Tieres aufgesaugt wurde. Er hatte das Gefühl, als würde dies steinerne Wolfsgesicht sein Blut trinken, um daraus Kraft zu schöpfen.

Zehn Tropfen Blut sollst du geben, um die Quelle der Weisheit zu öffnen. Diesen Satz hatte er in dem alten Pergament gelesen, und er

zählte die Tropfen genau ab.

»Sieben… acht … neun … zehn!« murmelte er. Bevor der elfte Tropfen fallen konnte, drehte er sein Gelenk und hob den Finger an, damit er in die Höhe zeigte.

Dann wickelte er ein Taschentuch darum, damit das Blut aufgesaugt wurde und nichts mehr nach unten fiel.

Das war erledigt.

Gespannt trat er einen Schritt zurück. Wenn er alles korrekt angefangen hatte, mußte das Kloster sein Geheimnis preisgeben, es sei denn, die alten Schriften hätten gelogen.

Nein, das hatten sie nicht, denn es geschah etwas mit dem kleinen Quadrat.

Mit einem Knirschen begann es. Gleichzeitig glühte der Wolfsschädel sekundenlang auf, bevor er völlig verblaßte und nicht mehr zu sehen war. Auch das hatte so sein müssen, denn es stand in der alten Schrift.

Costa Taridis wurde von einer nie erlebten Aufregung gepackt.

Es kam wie ein Rausch über ihn, denn nun stand er am Ziel seiner Wünsche – oder fast.

Hastig glitt er einen Schritt zurück, als die Platte anfing, sich zu bewegen. Allmählich glitt sie nach innen und gab eine Öffnung frei, die den Umrissen des Quadrats genau entsprach.

Er war von der Technik fasziniert. Was mußte sich dieser längst vergessene Völkerstamm alles ausgedacht haben, als es darum ging, Geheimnisse vor einer feindlichen Welt zu verbergen. Es war einfach phänomenal, wie sich hier Technik und eine alte Magie ergänzten.

Er schluckte vor Aufregung, als er in die Tiefe schaute. Auf einem Stempel glitt die Platte, die er freigelegt hatte, in die Tiefe und offenbarte eine düstere Unterwelt.

Niemand hatte sie bisher gefunden. Sie war allen Feinden verborgen geblieben, und er, Costa Taridis, hatte sie nun entdeckt.

Noch nie in seinem Leben hatte er eine solche Aufregung erlebt, das war Wahnsinn, irre, einfach fantastisch und auch unglaublich.

Er ging so weit vor, daß er direkt am Rand der Öffnung stand. Er schaute in die Dunkelheit, wo es keinen Lichtstrahl gab, der sie erhellte.

Nur das durch die Öffnung sickernde Licht gab Umrisse frei, und die gehörten zu einer Treppe.

Costa Taridis erlebte seine zweite Überraschung. Er hatte damit gerechnet, eine Steintreppe vor sich zu sehen. Als er genauer hinschaute, stellte er fest, daß dies nicht stimmte. Die Treppe, die dicht vor seinen Füßen begann, bestand aus Holz.

Uralt mußte die Treppe sein, und sie sah so aus, als wäre sie vor wenigen Tagen erst erbaut worden. Ein starkes, kräftiges Holz bildete die Stufen. Hinzu kam das Geländer mit seinen gedrechselten Stäben,

die an Kegel erinnerten und an ihrem Ende auf kleinen Holzfüßen standen. Der obere Teil des Geländers war ebenso breit wie der untere Abschluß an den Stufen, und der Grieche entdeckte mehrere Pfosten, die den Lauf des Geländers unterbrachen.

Der erste Pfosten wurde noch vom einfallenden Licht getroffen.

Er ragte wie eine Stange nach oben, und auf ihm hockte ein seltsames Tier, das entfernte Ähnlichkeit mit einem Wolf besaß.

Costa Taridis kam er vor wie ein stummer, grausamer Wächter.

Ein mulmiges Gefühl bemächtigte sich seiner, als er auf die Treppe schaute und damit auch in die Tiefe. Er hatte keine Ahnung, was sich noch alles da verbarg, außer dem, was er finden wollte.

Vielleicht war es das Grauen einer alten, längst vergessenen Zeit, das er nun zum Leben erweckt hatte.

Noch konnte er sich für eine Flucht entscheiden. Aber es siegte bei ihm die Gier!

Macht und Reichtum hatte er sich erhofft. Nun stand er dicht vor dem Ziel, doch aufgeben wollte er nicht. Nein, er hatte vieles riskiert und würde alles auf eine Karte setzen.

Costa Taridis bückte sich, um die Treppe hinabzusteigen. Er hoffte stark, daß die Stufen sein Gewicht halten würden. Sicher konnte er da nicht sein. Bisher war das Holz all die Zeit über nicht mit Luft in Berührung gekommen. Durch das Öffnen der Luke konnten sich innerhalb des Materials Reaktionen abspielen, die das Holz brüchig werden ließen, so daß er in Gefahr geriet, zusammen mit der Treppe ab- und einzustürzen.

Sollte das geschehen, würde er seinem Fahrer und Leibwächter über das Walkie-Talkie Bescheid geben. Dann konnte der Mann kommen und ihn herausholen.

Bevor er in die Tiefe stieg, warf er noch einen Blick zurück.

Grau lag über ihm der weite Himmel. In die Senke konnte er nicht mehr schauen, da ihm die Mauer eine klare Sicht verwehrte.

Es gab nur noch den einen Weg.

Und zwar den in die Tiefe!

***

Ich hatte die Worte gesprochen und auch eine Reaktion erhalten.

Aus den Schlünden einer unbekannten Dimension war ein Wolf gekommen, ein gewaltiger Schatten, und er manifestierte sich über dem großen Umriß des Kreuzes.

Der Wolf!

Welch eine Bedeutung hatte sein Schatten? In meinem Kopf wirbelten die Gedanken, ich suchte nach einer Erklärung, aber ich fand so schnell keine.

Bis ich an Worte dachte, die ich einmal gehört. Lupina, die Königin

der Wölfe, hatte sie gesprochen.

Bevor die Menschen waren, gab es die Wölfe. So oder so ähnlich hatte sie sich geäußert.

Bekam ich hier den Beweis?

Ich wußte es nicht. Vor allen Dingen war mir nicht bekannt, wie es mit meinem Kreuz zusammenhing. Ein Wolf und das Kreuz, das ging in meinen Kopf nicht rein.

Ich holte tief Luft. Dabei bewegte ich mich ein wenig nach rechts und konnte nicht nur das gewaltige Maul des Wolfes sehen, sondern auch in diesen aufgeklappten Schlund hineinblicken.

Obwohl das Tier nur mehr ein Schatten war, hatte ich das Gefühl, es würde leben, denn plötzlich sah ich den Schatten dreidimensional.

Noch vor den Menschen waren die Wölfe!

Wie eine gefährliche Warnung hatte es damals geklungen, und die Worte hallten doppelt so stark in meinem Gehirn wider.

Sollte ich jetzt Aufklärung darüber erhalten?

»John!« Kara sprach mich an. »Was fühlst du? Ich sehe den gewaltigen Wolf…«

»Nichts fühle ich«, erwiderte ich und gab meiner Stimme einen ruhigen normalen Klang. »Höchstens Neugierde.« Ich räusperte mich. »Allerdings wüßte ich gern, was das alles zu bedeuten hat. Könnt ihr mir eine Erklärung geben?«

»Nein.«

»Auch nicht über den Zauber der Wölfe?«

»Wir wissen nichts«, hörte ich Myxin sprechen. »Irgendwie müssen wir bei unseren Forschungen in Neuland vorgestoßen sein. Eine andere Erklärung habe ich nicht.«

»Ein Werwolf ist es nicht. Und ich habe das Gefühl, auch kein normales Tier zu sehen. Das ist ein völlig anderer Wolf. Vielleicht doch der Urwolf, von dem Lupina gesprochen hat.«

»Fenris?«

»Nein, der sieht anders aus.«

Bisher hatte ich nichts gespürt, doch nun änderte sich einiges für mich. Irgend etwas kristallisierte sich aus einer mir unbekannten Tiefe hervor. Was das genau war, konnte ich nicht sagen, jedenfalls nichts, das mich hätte fröhlicher werden lassen. Es waren ferne Schwingungen, die mich nicht nur ergriffen, sondern auch in meinen Körper eindrangen und im Gehirn den Widerhall fanden.

»John!« hörte ich einen fernen Ruf. Kara hatte ihn ausgestoßen.

Diese Kara, die ganz in der Nähe stand und doch so weit von mir entfernt war. Und sich immer weiter entfernte.

Ich hörte sie rufen, konnte allerdings nichts mehr verstehen, denn zwischen ihr und mir befand sich plötzlich ein Tunnel.

Auch fühlte ich mich anders. So leicht, so schwebend, wie in einem

Segelflugzeug sitzend, das allmählich abhebt.

Eigentlich hätte ich mich zurückwerfen sollen, um zu versuchen, den Kreis zu durchbrechen.

Daran hätte ich vorher denken sollen, jetzt war es zu spät.

Vor den Augen meiner Freunde und innerhalb der magischen Steine verschwand ich wie ein Spuk.

Das Wolfsmaul hatte mich gefressen!

***

Costa Taridis spürte das Zittern, das seinen gesamten Körper durchlief. Er hatte die ersten beiden Stufen bereits hinter sich gelassen und somit das Material dieser seltsamen Treppe getestet.

Sie hielt.

Die Bohlen bogen sich zwar ein wenig durch, dennoch brauchte er keine Angst zu haben, daß sie zerbrachen. Das Holz war elastisch und fest, zudem knarrte nichts, als er in die Tiefe stieg, und nur die leicht dumpfen Geräusche seiner Tritte waren in der Stille zu hören.

Schritt für Schritt näherte er sich seinem Ziel und stellte erst jetzt fest, daß die Holztreppe einen Bogen schlug.

Neben dem ersten Pfeiler verharrte er für einen Moment. Er schaute nach links und sah auf der Spitze des Pfeilers den Körper des ebenfalls aus Holz bestehenden Wolfes.

Obwohl das Tier nicht lebte, machte es einen unheimlichen Eindruck. Der Grieche verspürte so etwas wie eine Beklemmung, als sein Blick an der Figur hochtastete.

Und er stellte fest, daß doch nicht alles aus Holz war, was er da zu sehen bekam.

Die Augen schimmerten anders, das konnte einfach kein Holz sein, es sei denn, man hätte es lackiert.

Da er sowieso ein Feuerzeug anknipsen mußte, wenn er weiterschritt, holte er den kleinen Flammenwerfer aus der Tasche und schaltete ihn ein. Die Flamme wurde mit Sauerstoff versorgt, flackerte erst ein wenig und brannte dann weiter.

Ein Spiel aus Licht und Schatten tanzte über die Treppe und schuf unheimlich anzusehende Figuren.

Costa Taridis mußte seinen Arm anheben, wenn der Flammenschein auch über das Gesicht der Figur tanzen sollte.

Jetzt konnte er genauer schauen.

Seine erste Vermutung bekam der Grieche bestätigt. Es handelte sich in der Tat nicht um Holz, sondern um Perlen, die die Augen des Wolfes darstellten. Wie gefrorene, schwarze Tropfen sahen sie aus.

Er ließ das Feuerzeug eingeschaltet, als er die Treppe weiter hinunterschritt und den großen Bogen nahm. Wenn er nach links und rechts schaute, so konnte er mehr ahnen als erkennen, wie weitläufig

diese unterirdischen Anlagen des alten Klosters waren.

Aus den flackernden Schatten der Flamme lösten sich Torbogen und auch Säulen, die die gewaltige Decke stützten.

Die Bewohner dieses Klosters mußten genau gewußt haben, aus welchem Grunde sie die unterirdischen Räume anlegten, und einer ihrer Gründe interessierte den Griechen besonders.

Eine schweigende Welt umgab ihn. Es war der Atem einer fernen Vergangenheit, der ihm da entgegenwehte und ihn schaudern ließ.

Wenn er daran dachte, daß er gewissermaßen ein Sakrileg beging, indem er eine magische Stätte entweihte, bekam er doch leichtes Herzklopfen.

Und weiter ging er.

Je tiefer er kam, um so dumpfer wurden seine Schritte. Er kam sich vor wie in einem Gefängnis, und so etwas war es schließlich auch, denn hier unten sollte die letzte Überlebende eines Frauenklosters begraben sein.

Clarissa, die Nonne!

Ihr galt all sein Streben, sein Suchen, denn man sagte ihr nach, daß sie unwahrscheinliche Fähigkeiten habe. All dies hatte er der uralten Schrift entnommen.

Clarissa – ein menschliches Wesen, aber mit einem Menschen nicht zu vergleichen.

Noch zwei Stufen lagen vor ihm. Auch die nahm er und atmete auf, als er harten Boden unter seinen Füßen spürte, denn Fallen hatte es auf den Stufen nicht gegeben.

Für einen Augenblick blieb er stehen, streckte den Arm aus und leuchtete im Kreis.

Zuerst sah er nichts, nur die sich bewegenden, unheimlichen Schatten, die ihn umgaben wie wilde Fledermäuse. Er hatte den Arm einfach zu hoch gehalten, senkte ihn und führte seine Hand etwa in Hüfthöhe kreisförmig weiter.

Auf einmal erschrak er.

Da lag sie.

Clarissa, die Nonne!

Als wäre sie eingeschlafen, so hatte sie sich auf das alte Lager gebettet. Sie lag auf dem Rücken. Engelsgleich wirkte das Gesicht.

Umrahmt wurde es von langen Haaren, die wie Lack glänzten. Die Augen hielt sie geschlossen, und sie trug ein langes, hochgeschlossenes Kleid aus hellblauem Stoff, der an Brokat erinnerte. Jedenfalls stufte Taridis ihn als sehr kostbar ein.

Die Hände lagen auf dem Bauch der Frau. Sie waren nicht gefaltet, sondern berührten sich nur mit den Knöcheln.

Costa Taridis ging noch einen Schritt vor und hielt das Feuerzeug so, daß die Flamme über der liegenden Gestalt leuchtete. Erst jetzt wurde

etwas aus der Dunkelheit gerissen, das den Griechen so sehr erschreckte, als wäre ihm ein Eiszapfen ins Herz gefahren.

Am Kopfende und den Abschluß des Lagers bildend, befand sich ein unheimliches Wesen – ein Wolf.

Jedenfalls sah er im ersten Augenblick so aus. Er erinnerte auch an die Wölfe aus Holz, die auf den hohen Treppenpfosten standen, doch dieser hier bestand nicht aus dem Material. Ohne es berührt zu haben, wußte der Grieche, daß er einen fellbedeckten Körper vor sich sah, demnach war dieser Wolf keine Nachbildung, sondern konnte durchaus ein echtes Tier sein.

Schaurig war er anzusehen. Im Widerschein der kleinen Flamme jedoch wirkte er noch schrecklicher.

Sein Maul stand offen. Taridis konnte die Reißzähne sehen.

Versetzt voneinander wuchsen sie aus den Kiefern. Wenn der Wolf das Maul zuklappte, würden sich die Reißzähne nicht berühren.

Einen Hals besaß er nicht. Der abstoßende Schädel wuchs auf einer breiten Schulter, die links und rechts in seltsam gekrümmten, steifen Armen auslief, deren Tatzen wiederum auf das Lager der Frau drückten.

Dieses in der Bewegung erstarrte Tier flößte dem Mann eine grenzenlose Furcht ein. Es sah aus, als würde es jeden Augenblick aus einem tiefen Schlaf erwachen. Schon jetzt waren die starren Blicke der seltsam dunklen Augen voll auf den Griechen gerichtet, und Taridis hatte das Gefühl, als würde der Blick seine Seele treffen.

Er schüttelte sich.

Wie anders war doch das Gesicht der Nonne. Engelsgleich, marmorhaft, sogar rötlich schimmernde Lippen sah er, und Taridis lächelte, als er eine Kerze aus seiner Tasche holte, die Flamme an den Docht hielt und wartete, bis dieser Feuer gefangen hatte.

Er ließ etwas Talg auf den Boden tropfen. Dann stellte er das Ende der Kerze hinein und nickte, weil er sich mit dem Licht zufrieden gab.

Die Kerze gab einen warmen Schimmer ab. Er paßte irgendwie in diese unterirdische Höhle und füllte sie mit seinem geheimnisvollen Widerschein aus.

Allerdings gab sie der im Halbdunkel liegenden Schnauze des Wolfes ein noch dämonischeres Aussehen. Die Schatten tanzten auch über die großen, hochgestellten Ohren der Bestie und verschwanden über ihr in der Dunkelheit.

Costa Taridis griff in seine linke Manteltasche. Seine Kehle war plötzlich trocken geworden, als er den Gegenstand fühlte, den seine Finger umschlossen.

In seiner Handfläche hatte sich Schweiß gesammelt. Er stand jetzt vor dem gefährlichsten Augenblick seines Lebens. Versagte er, war alles umsonst gewesen.

Noch einmal holte er tief Luft.
Dann zog er den Gegenstand hervor, öffnete die Hand und schaute direkt auf das silberne Kreuz des Geisterjägers John Sinclair…

***

Myxin und Kara hatten viel erlebt. In der Vergangenheit und auch in der Gegenwart. Selten hatten sie sich ratlos gezeigt, jetzt allerdings konnten sie nichts mehr machen. Eine andere, fremde und furchtbare Magie hatte sie zu Statisten degradiert.
Sie schauten beide mit starren Blicken auf die Stelle, wo eben noch der Geisterjäger John Sinclair gestanden hatte.
Nun war sie leer.
Der Wolfsschatten war ebenso verschwunden wie die Umrisse des Kreuzes, das John gehörte.
»Die Dimension hat ihn verschluckt«, murmelte der kleine Magier.
»Und wir sind schuld!« stellte Kara fest. »Vielleicht hättest du sein Leben nicht zu retten brauchen, es kann sein, daß er es verwirkt hat.«
»So darfst du nicht reden!«
»Ich sehe es so, wie es ist, Myxin. John befindet sich nicht mehr im Besitz seines Kreuzes, man hat ihm die wertvollste Waffe genommen, die er besaß, jetzt muß er ohne sie zurechtkommen, und das vielleicht in einer anderen Dimension.«
Myxin schüttelte seinen Kopf. »Es will mir einfach nicht in den Schädel, daß John verschwunden ist. Das kann nicht angehen.« Er lief vor und blieb zwischen den Steinen stehen. Dabei hob er seine Arme. Auf einmal zuckten grünweiße Blitze aus seinen Fingern, die in die Steine hackten, ihnen jedoch keine Reaktion entlockten.
Sie blieben, wie sie waren.
»Es geht nicht«, sagte der kleine Magier und hob seine Schultern.
»Wir müssen uns etwas anderes einfallen lassen.«
»Und was?« fragte Kara.
»Kann dein Schwert nicht…«
»Nein, Myxin, das schafft auch mein Schwert nicht. Hier geht es im Prinzip nicht um Schwarze Magie. Es ist etwas anderes, von dem wir keine Ahnung haben.«
»Es muß sich um das Kreuz handeln.«
»Das allerdings«, gab Kara zu.
»Weiße Magie?«
Kara hob die schmalen Schultern und drehte sich. Sie schaute auf die Hügel, die im leichten Dunst lagen. Wie Schlieren schwebte dieser Nebel über den Kronen der Bäume. »Gibt es etwas zwischen der Weißen und der Schwarzen Magie?« erkundigte sie sich.
»Ich weiß es nicht.«
»Du schließt es auch nicht aus?«

»Nein.«

Kara hörte die Schritte des kleinen Magiers hinter sich und drehte sich um. »Mir geht dieser Wolfsschatten nicht aus dem Sinn«, erzählte sie. »Er muß eine tiefere Bedeutung haben, nur weiß ich nicht, wie ich es herausfinden soll.«

»Vielleicht Nadine Berger!«

Myxin hatte die Namen einfach so dahingesagt, doch Kara zuckte zusammen, als hätte sie einen Peitschenhieb bekommen. »Nadine!« flüsterte sie. »Natürlich. Denk mal nach, Myxin. Sie ist ebenfalls kein normaler Wolf, was ich von dem anderen auch nicht annehme. Deshalb könnte es möglich sein, daß sie…«

»Wir werden sie holen«, sagte der kleine Magier.

»Dann los!«

***

Myxin und Kara erwischten Bill Conolly im großen Vorgarten, Sheila unter der Dusche, den kleinen Johnny zusammen mit einem blondhaarigen Mädchen in der Nähe des Tores. Als die beiden urplötzlich erschienen, erschrak Johnny und das Mädchen lief weg.

»Lydia!« rief Johnny. »Bleib doch hier. Es sind Freunde, sie tun dir nichts…«

Seine Spielkameradin war nicht zu halten, und der Junge sagte vorwurfsvoll zu den beiden gewandt: »Ihr habt sie erschreckt. Jetzt kommt sie nicht mehr.«

»Bestimmt morgen!« tröstete Kara ihn.

»Und mit wem soll ich spielen?« fragte er vorwurfsvoll. »Ihr spielt ja nicht mit mir.«

»Nein, leider nicht, aber wir hätten gern mit deinen Eltern gesprochen.«

»Daddy ist da, Mummy duscht sich.«

»Kommt rein!« Bill Conolly rief es und winkte. Er hatte sich mit der anderen Hand auf einen Spaten gestützt, dessen blankes Schaufelblatt tief im weichen Boden steckte.

Myxin und Kara traten durch das offenstehende Tor. Bill ieß seinen Spaten los und kam den beiden grinsend entgegen. »Was führt euch denn her. Reisende in Sachen Magie?« rief er sehr aufgeräumt.

»Wir müßten mit dir reden«, erwiderte Myxin. Seine Stimme klang ernst. Bills Lächeln verschwand, er nickte und deutete den Weg entlang, der vor der Garage endete.

»Kommt ins Haus! Und du, Johnny, auch.«

»Aber ich…«

»Keine Widerrede, wenn Mummy geduscht hat, wirst du dich auch unter die Brause stellen.«

Zornig lief der Kleine hinter den Erwachsenen her und schimpfte. Bill

fragte: »Ist es sehr schlimm?«

»Das kann man sagen.«

»Wenn du schon pessimistisch bist, Kara, bestimmt«, meinte der Reporter. Er schloß die Haustür auf. »Ihr müßt meine Kluft entschuldigen«, sagte er, »aber ich kann im Garten nicht im Smoking arbeiten. Geht schon vor ins Wohnzimmer, ich komme gleich.«

»Aber beeile dich«, forderte Myxin.

»Sicher.«

Kara und Myxin nahmen auf der Couch Platz. Bill kam wirklich schnell zu ihnen. Er hatte sich eine andere Hose und ein frisches Hemd übergestreift. »Sheila ist noch unter der Dusche«, erklärte er.

»Sie wird gleich kommen. Möchtet ihr etwas trinken?«

»Nein, nichts. Uns sitzt die Zeit im Nacken. Es geht um John, und Nadine soll uns helfen.«

»Was ist denn mit ihm?« fragte Bill leise.

»Er ist verschwunden.«

»Und sein Kreuz ebenfalls«, fügte Kara hinzu.

Der Reporter wurde blaß und nahm eine noch bleichere Farbe an, als er Einzelheiten hörte. »Ich werde verrückt!« flüsterte er, »Dämonen, die das Kreuz anfassen können. Wo gibt es das denn?«

»Ich weiß es nicht«, erwiderte Kara.

»Vielleicht müssen wir ab heute alle ein wenig umdenken.«

»Das scheint mir auch so«, murmelte Bill Conolly. »Was sagt denn Suko dazu?«

»Er weiß es noch nicht.«

»Soll ich ihn anrufen?«

Myxin winkte ab. »Später.«

»Was ist denn jetzt so wichtig?« fragte Bill.

»Wir brauchen die Wölfin. John Sinclair ist in einen regelrechten Wolfszauber hineingeraten. Ich habe dir von dem Schatten des Tieres berichtet, der in das Quadrat der flaming stones hineingefallen ist. Das war der Schatten eines Wolfes, daran gibt es keinen Zweifel. Deshalb gehen wir davon aus, daß Nadine, die eventuell Para-Kräfte in sich schlummern hat, etwas herausfinden kann.«

»Ja, das ist möglich«, gab Bill zu und drückte sich aus dem Sessel.

»Vorhin hat sie geschlafen, ich werde sie…«

Der Reporter brauchte sie nicht zu wecken, denn die Wölfin kam von allein. Wie auf Samtpfoten schritt sie dahin, fast unhörbar betrat sie den Wohnraum und blieb stehen, ihre Augen auf Myxin und Kara gerichtet.

Niemand hatte bisher je erfahren, ob Nadine menschliche Worte verstand. Man konnte es fast annehmen, wenn man ihre Reaktionen betrachtete, aber sich selbst verständlich machen, das gelang ihr mit Worten nicht. Da war und blieb sie ein Tier, in dem allerdings die

Seele eines Menschen weiterlebte.
»Wollt ihr nicht wenigstens einen Versuch wagen?« erkundigte sich der Reporter, wobei er Myxin und Kara abwechselnd anschaute.
Die Schöne aus dem Totenreich hob die Augenbrauen. »Wie meinst du das, Bill?«
»Ihr erklären, um was es geht.«
»Nein, dazu bleibt keine Zeit. Wir werden mit ihr direkt zu den flaming stones springen.«
Auch Nadine hatte gehört, was da gesagt worden war. In ihren Augen leuchtete es für eine winzige Zeitspanne auf, bevor sie den Kopf senkte und zu Boden blickte.
Bill hob die Schultern. »Meinen Segen habt ihr«, sagte er leise.
»Aber bringt sie gesund wieder zurück. Allein schon wegen Johnny, und auch wir würden sie vermissen. Das gleiche gilt für John.«
»Wir werden tun, was in unseren Kräften steht«, erklärte der kleine Magier, »alles andere haben wir dann nicht mehr zu verantworten.« Er hatte sich während dieser Worte Kara gegenüber aufgestellt. Nadine befand sich zwischen den beiden und schaute zu.
Er sah noch drei Körper, danach ein Flimmern, dann nichts mehr.
Myxin, Kara und Nadine waren und blieben auch verschwunden.
Bill Conolly schüttelte den Kopf und wischte über seine Stirn. In dem Augenblick betrat Sheila den Raum. Sie trug einen roten Bademantel, hatte ein Handtuch um den Kopf gewickelt und schaute sich staunend um, während sie sagte: »Johnny war bei mir und erzählte, daß wir Besuch bekommen hätten.«
Bill nickte. »Das stimmt. Myxin und Kara.«
»Wo sind sie jetzt?«
Der Reporter bewegte sich auf das Telefon zu. »Die beiden haben sich aus dem Staub gemacht, und Nadine nahmen sie mit.«
»Wieso das?«
»Tja«, sagte Bill und hob den Hörer ab, bevor er Sukos Nummer wählte. »Das erkläre ich dir später, Sheila. Ich glaube, daß wir uns auf einiges gefaßt machen müssen.«
»Aber was hat Nadine damit zu tun?« wollte sie wissen.
»Nicht nur sie«, erklärte Bill, »auch John Sinclair. Um den geht es vor allen Dingen.« Da wurde Sheila blaß…

***

Costa Taridis hatte das Gefühl, unter Strom zu stehen. Dafür sorgte das Kreuz in seiner Hand. Und er dachte, während seine Blicke zwischen dem Kreuz und der Nonne wechselten, an die Vergangenheit und daran, wie lange er gesucht und geforscht hatte.
In der alten Schrift war das Kreuz erwähnt worden. Dort stand auch etwas über die Söhne des Lichts und von einem Erbe des Kreuzes, der

in ferner Zukunft einmal ein Geisterjäger werden sollte.

Geisterjäger…

Dieses Wort hatte den Griechen nicht ruhen lassen. Es paßte einfach nicht in die Diktion der Schrift, und er begann mit seinen Forschungen. Ihm kam seine finanzielle Lage zugute, denn er konnte seine Forschungen und Reisen durchführen, ohne auf etwas Rücksicht nehmen zu müssen. Einen Begriff hatte er.

Geisterjäger…

In Europa fing er damit an. Er las Zeitungen, einschlägige Literatur, Hinweise bekam er nicht. Er traf zwar des öfteren auf das Wort Geisterjäger, aber das war alles nichts und stellte sich sehr schnell als ein Schuß in den Ofen heraus.

Irgendwie geriet er auch nach England. Er selbst flog hin. Und da hatte er dann das Glück gehabt. Er traf auf den Namen John Sinclair und brachte diesen mit dem Begriff Geisterjäger in Verbindung, was überhaupt nicht schwer war.

John Sinclair hatte das Kreuz!

Darum ging es ihm. Dieses Kreuz war in der Lage, Clarissa aufzuwecken. Es reagierte ungefähr so wie der Kuß des Prinzen in dem Märchen Dornröschen.

Aber wie an das Kreuz herankommen?

Es gab da Möglichkeiten. Mit dem Lesen der Schriften war er mit einem geheimnisvollen Gebiet in Berührung gekommen. Mit dem der Uralt-Magie!

Er wußte, daß Clarissa, die Nonne, vier Helfer besaß, die auf ihr Leben achteten. Sogenannte Zauberpriester. Ursächlich sollten sie mit den Wölfen in einem Zusammenhang stehen, das wußte der Grieche nicht genau, er brauchte allerdings diese Zauberpriester.

In seinen Unterlagen stand nicht viel über sie. Das heißt, es war nicht geschrieben, ob sie im Mahlstrom der Zeiten verschollen waren oder an einem Ort existierten, der erreichbar war.

Sie existierten, und der Ort war zum Teil erreichbar, zum Teil wiederum nicht.

Costa Taridis stellte fest, daß man diese Leibwächter oder Zauberpriester beschwören mußte. Es war keine schwarzmagische Beschwörung, sondern eine alte, überlieferte, wie sie die Söhne des Lichts auch des öfteren ausgesprochen hatten.

Eine Wolfsbeschwörung!

Und das tat Taridis. Er nahm sich Wochen Zeit, weil er auf keinen Fall etwas verkehrt machen wollte. Ein falsches Wort nur, und alles war vorbei.

Dann kam der Tag, und er begann mit seinem Ritual. Er hatte sich gut darauf vorbereitet. In seiner Villa am Meer führte er die Beschwörung durch, und er schaffte es, mit den Zauberpriestern der

Clarissa in Kontakt zu treten.
Sie kamen zu ihm.
Und sie akzeptierten ihn. Er hatte die alten Schriften gefunden, er kannte die Formeln, so dass der Bann gebrochen war und die Zauberpriester ihrem neuen Herrn gehorchen mußten. Taridis war so von ihnen angetan, daß er sie in seine Pläne einweihte. Er redete sich in ein Fieber, und er hörte zum erstenmal das Wort Totenopfer.
Ein Totenopfer für Clarissa. Das mußte es sein, wenn die Nonne nach so langer Zeit erweckt werden sollte.
Aber sie hatten das Kreuz nicht. Als er davon sprach, stellte er mit Erstaunen fest, daß auch die Zauberpriester darüber Bescheid wußten. Die Idee oder der Plan folgten zwangsläufig. Nicht er, Taridis, wollte das Kreuz holen, sondern die vier Helfer machten sich auf den Weg. Sie kannten das Kruzifix, und sie würden es dem wegnehmen, der es ihrer Meinung nach nicht verdiente.
Sie kamen nach London, und Taridis wartete in Griechenland.
Wenig später besaß er das Kreuz. Seine Freude war unbeschreiblich, wurde allerdings dadurch getrübt, daß es seinen Helfern nicht gelungen war, den Mann auszuschalten, dem es gehört hatte.
Dieser John Sinclair hatte Hilfe bekommen. Von einer Seite, die der Grieche nicht kannte, die aber ungemein stark sein mußte, wenn sie es schaffte, gegen die vier Zauberpriester anzukommen.
Ein dumpfes Gefühl blieb bei Taridis zurück. Er hatte zahlreiche Informationen über den Geisterjäger gesammelt und wußte auch, daß dieser Mann nicht so leicht aufgeben würde. Man hatte ihm das Wertvollste genommen, das er besaß. Er war zwar ein Einzelkämpfer, aber hinter ihm stand eine gewaltige Organisation. Scotland Yard war ein Machtfaktor. Und es war nicht mehr die Polizei aus dem letzten Jahrhundert. Auch die Engländer waren moderner geworden, hatten hinzugelernt, bedienten sich der EDV und würden vielleicht auch herausfinden, daß er hinter der Sache steckte. Bis dahin allerdings, so hoffte er, war alles über die Bühne gelaufen.
Er senkte den Blick und schaute auf das Kreuz.
Im Licht der Kerze schimmerte es geheimnisvoll. Ein rötlicher Schleier lag über dem Metall. Die eingravierten Zeichen hatten einen seltsamen Glanz bekommen. Taridis kamen sie vor, als wären sie mit Leben gefüllt. Dieses Kreuz, das er in seiner Hand hielt, war etwas Unersetzbares, etwas Ungewöhnliches, das gab es nur einmal auf der Welt und hatte seinen Weg durch die Zeiten gefunden.
Aus der alten Schrift wußte er, daß es nicht von den Makkabäern stammte. Das Kreuz war älter, viel älter als der Volksstamm, aber er hatte noch nicht herausgefunden, wer sein Schöpfer war.
Das interessierte ihn im Augenblick auch nicht. Ebenso wenig wußte er über die genaue Bedeutung der Zeichen Bescheid, für ihn war

wichtig, daß er Clarissa mit diesem Kreuz erwecken konnte und sie ihm ihr Wissen weiterleitete.

Sein Blick wechselte. Er saugte sich an dem Gesicht der Schlafenden fest.

Kein Atemzug drang aus ihrer Nase. Der Mund zeigte sich geschlossen. Zwei volle Lippen lagen aufeinander, und er dachte an die Worte aus der alten Schrift.

Wenn sie das Kreuz küßt, und ihre kalten Lippen die Wärme des geweihten Silbers spüren, wird das Leben in sie zurückkommen und ihren Schlaf beenden.

So stand es geschrieben, und genauso wollte er vorgehen, um die Nonne zu erwecken.

Er zitterte innerlich. Schweiß lag plötzlich auf seiner Stirn. Die Wangenmuskeln zuckten. Eine selten erlebte Erregung hatte diesen Mann gepackt.

So dicht vor dem Ziel verlor er auf einmal die Kontrolle über sie, und als seine Hand mit dem Kreuz über dem Gesicht der Nonne schwebte, da füllten Tränen seine Augen.

Eine drückende Stimme umgab ihn. Nur das Schaben seines Mantelstoffes war zu hören. So vorsichtig, als wäre das Kreuz ein kostbarer Schatz, legte er es auf die Lippen der Nonne und ließ es hastig los, als hätte er sich verbrannt.

Was würde geschehen?

Zuerst einmal nichts. Das Kreuz blieb auf dem Gesicht liegen.

Der Mittelpunkt, wo die beiden Balken sich trafen, berührte haargenau die beiden Lippen.

Costa Taridis hatte sehr lange gewartet, um dort zu stehen, wo er sich jetzt befand. Er wollte, daß etwas geschah, sie mußte sich erheben und aufstehen, aber sie blieb liegen.

Hatte er etwas falsch gemacht?

Fahrig wischte er über seine breite Stirn. Ein paarmal schluckte er hart, über seine Lippen drang der Atem pfeifend, und ein Gefühl der Depression überkam ihn.

Es hatte nicht geklappt. Die Schriften logen. Sie hatten nicht die gesamte Wahrheit erfaßt. Oder war es sein Fehler gewesen, daß dieser Versuch in einen Mißerfolg mündete?

Taridis wankte zurück. Die Hände schlug er gegen sein Gesicht.

Seine Finger drückten in die Haut, die Enttäuschung kam über ihn und schnürte seine Kehle zusammen, so daß ihm das Atmen schwerfiel.

Verloren!

Er hatte verloren!

Langsam ließ er die Hände sinken. Sie fielen nach unten und klatschten auf seine Schenkel. Er konnte nichts mehr tun. Es war

vorbei – die andere Seite ließ sich nicht so einfach aus der Reserve locken. Als Trost blieb ihm das Kreuz.

Costa Taridis beugte sich vor, um es vom Gesicht der Nonne zu nehmen. Er streckte auch seinen Arm aus und wollte soeben die Finger an das Metall legen, als er stutzte.

Da stimmte etwas nicht!

Das Gesicht der Nonne hatte sich verändert. Zwar zeigte es noch immer diese engelsgleichen Züge, doch mit den Augen war etwas geschehen.

Sie standen offen.

Clarissa war erwacht!

***

Fast hätte sich ein Schrei aus seiner Kehle gelöst. Im letzten Augenblick konnte sich der Mann noch bremsen. Er bog nur seinen Oberkörper zurück, hob die Arme halb an und ballte die Hände zu Fäusten. Was sich vor seinen Augen abspielte, war einfach unbegreiflich und auch unglaublich. Obwohl er in den letzten Monaten so intensiv darauf hingearbeitet hatte, konnte er es jetzt, als es soweit war, nicht fassen.

Er, Costa Taridis, hatte das Unglaubliche erreicht und wahrgemacht. Clarissa, die Nonne aus der Zeit der Makkabäer, war erwacht. Ein Wesen, das sein eigentliches Leben wenige Jahrhunderte nach Christi Geburt geführt hatte, kehrte zurück in eine moderne, von Wissenschaft und Technik bestimmte Zeit.

Das war kaum zu glauben.

Sein Atem glich schon einem Ächzen. Er schüttelte den Kopf, die Finger bewegten sich hektisch, und er merkte kaum, daß salziger Schweiß über seine Stirn in die Augen rann.

Costa Taridis stand wie unter einem Fieberschock. Krebsrot sein Gesicht, die Lippen bewegten sich, entließen flüsternd Worte, die nur mehr ein Hauch waren.

»Du bist wach. Du bist tatsächlich erwacht! Clarissa…«

Sie hatte wunderschöne Augen. Selbst bei dem Licht waren die Pupillen zu erkennen, und sie leuchteten in einem dunklen, gleichzeitig faszinierenden Blau.

So etwas hatte Taridis noch nie gesehen. Dieses Blau überstrahlte alles, es nahm ihn gefangen, und die Pupillen kamen ihm plötzlich wie zwei Seen vor, in die er allmählich versank.

Das war sie also.

Noch immer lag das Kreuz auf ihrem Gesicht. Sie brauchte es nicht mehr, und der Grieche näherte seine Hand dem Kreuz, um es an sich zu nehmen.

Kaum hatte er es berührt, als die Nonne reagierte. Die Bewegung war

von ihm kaum zu verfolgen gewesen, er sah die Hand nicht, sondern spürte nur den Griff, mit dem sie plötzlich sein Gelenk umklammerte. So hart und fest, daß er das Gefühl hatte, seine Knochen würden brechen. Er stöhnte auf, wollte sich zurückziehen, aber die Nonne ließ ihn nicht los. Kalt waren ihre Finger, als hätten sie in Eis gelegen, und an Taridis zog sie sich langsam in die Höhe.

Steif richtete sich Clarissa auf. Ihr Rücken blieb dabei gerade.

Vom Hinterkopf bis zum letzten Wirbel bildete er eine Linie, und so blieb sie auch sitzen, ohne ihren Blick von dem Gesicht des Griechen zu lassen.

Das Kreuz war nach unten gefallen. Es lag jetzt im Schoß der Frau, wo sich der blaue, kostbare Kleiderstoff über den Oberschenkeln spannte.

»Clarissa!« flüsterte er. »Clarissa, ich habe dich erweckt. Du bist es, die lange Jahrhunderte geschlafen hat, doch nun wirst du leben, und das hast du mir und dem Kreuz zu verdanken.«

Sie wollte nicht mehr liegenbleiben und richtete sich so weit auf, daß sie die Beine von ihrem Lager schwingen konnte. Dabei ließ sie den Mann los.

Taridis taumelte zurück. Er rieb sich das schmerzende Gelenk und beobachtete die Nonne weiter.

Sie blieb neben dem Lager stehen. Auf dem lackschwarzen Haar tanzten die Reflexe des Feuers und gaben ihm einen rotgelben Schimmer. Die Kette hatte sie um die Finger der rechten Hand geschlungen, und das Kreuz war, der Schwerkraft folgend, nach unten gefallen, so daß es in Höhe ihrer Oberschenkel baumelte.

Taridis beugte sich vor. »Erkennst du es nicht?« flüsterte er. »Ist es dir unbekannt, Clarissa? Dieses Kreuz mußt du doch einfach sehen. Meine Güte, du…«

»Es ist das Kreuz der Söhne des Lichts«, antwortete sie mit leiser Stimme, und der Grieche mußte schon sehr genau hinhören, um sie zu verstehen.

»Dann gehört es dir!«

»Nein!« widersprach Clarissa, »es gehört nicht mir.«

»Wem denn?«

»Uns allen. Meinem Volk.«

Da schüttelte der Grieche den Kopf. »Dein Volk, Clarissa? Das existiert nicht mehr. Schon lange nicht. Dein Volk ist ausgestorben, es gibt höchstens Reste, Nachkommen, aber du bist die einzige echte, die noch lebt. Begreifst du das?«

Die Nonne ging nicht auf die Worte des Mannes ein. Sie drehte statt dessen den Kopf und schaute hoch zu dem gewaltigen Wolf, der das Kopfende des Lagers bildete.

Unwillkürlich folgte auch Taridis dem Blick des Mädchens und

erschrak zutiefst.
Der Wolf lebte ebenfalls!
Zwar saß er stumm und auch steif an seinem Platz, doch seine Augen hatten sich verändert. In ihnen war ein Leben zu erkennen.
Die kleinen, wie gefrorene Tropfen wirkenden Pupillen blickten nicht mehr so starr wie zuvor.
Costa Taridis schüttelte den Kopf. Hatte er einen Fehler begangen? Hätte er Clarissa doch nicht erwecken sollen, denn mit der Schönen war gleichzeitig der Teufel erwacht.
Taridis empfand diesen unheimlichen Wolf als teuflisch, auch dessen Augen, die ihn an rotierende Perlen erinnerten.
»Wer ist das?« wandte er sich mit leiser Stimme an die erweckte Nonne.
Clarissa schaute ihn an. »Du meinst den Wolf?«
»Ja.«
»Er gehört zu mir. Er ist mein Beschützer, wie alle Wölfe hier meine Beschützer sind.«
»Wieso? Ich…«
»Als noch keine Menschen waren, da gab es die Wölfe«, murmelte Clarissa. »Sie waren hart, sie konnten sich gegen die Feinde behaupten, und sie besaßen einen großen Zauber, denn manche von ihnen waren starke Schamanen…«
Costa Taridis spürte, daß ihm hier etwas entglitt. Er wollte es nicht wahrhaben. Je mehr er darüber nachdachte, um so negativer für ihn wurden seine Folgerungen.
Clarissa reagierte längst nicht so, wie er es sich vorgestellt hatte.
Sie zeigte ihm gegenüber keinerlei Dankbarkeit, daß er sie aus dem tiefen Schlaf geholt hatte.
Im Gegenteil!
Seine in der letzten Zeit sehr empfindlich gewordenen Sinne registrierten so etwas wie Feindschaft.
Ja, diese Frau, dieses Wesen, stand ihm feindlich gegenüber. Hinzu kam der Wolf, vor dem er sich fürchtete. Ein Untier, ein widerliches Geschöpf, und mit Wölfen, die er haßte, mußte auch Clarissa zu tun gehabt haben.
Vor den Menschen sollten die Wölfe gewesen sein, hatte sie gesagt. Okay, das konnte stimmen, aber was hatte dies alles mit ihm zu tun? Er wollte die Nonne und keine Wölfe.
In der Schrift waren sie kaum erwähnt worden, nur am Rande, zusammen mit den seltsamen Zauberpriestern. Da war es ihm egal gewesen, doch jetzt nicht.
Noch einen Versuch startete Taridis. »Clarissa«, sagte er. »Ich bitte dich, du bist jetzt frei, du kannst diese Höhle hier verlassen. Komm, wir gehen…« Er streckte seinen Arm so aus, daß sie sein Zeichen

verstehen konnte.

Die Nonne schüttelte den Kopf. Ihr Gesicht nahm dabei einen ärgerlichen Ausdruck an, der jedoch bald in ein Erschrecken wechselte, denn von irgendwoher erklang eine ferne Stimme.

»Terra pestem teneto – Salus hic maneto!«

Worte, die Taridis noch nie gehört hatte, die aber eine Bedeutung haben mußten, denn das Kreuz strahlte urplötzlich grell und blendend auf…

***

Ich hatte die magischen Worte gerufen und wollte versuchen, einen Kontakt zu meinem Kreuz zu bekommen.

Es reagierte.

Andere konnten es sicherlich nicht sehen, ich aber schaute hinein in den Schatten, der sich verengte, zu einem Tunnel wurde, und der Kräfte freilegte, denen ich nichts entgegenzusetzen hatte.

Sie packten und zerstörten mich.

Jedenfalls hatte ich das Gefühl der Zerstörung und der gleichzeitigen Bedeutungslosigkeit. Ich wurde weiter in den Tunnel gezogen, flog durch die Schwärze und sah nichts mehr von den flaming stones oder von Myxin und Kara.

Ich war allein.

Von einer Magie in die ändere gerissen. Vielleicht eine Dimensionsreise, hineingeschleudert in eine Welt voller Chaos, Grauen und Entsetzen.

Und das ohne Kreuz!

Oder trug das Kreuz an dieser Veränderung vielleicht die Schuld? War es tatsächlich mein Kreuz, das ich angerufen hatte und dessen Ruf ich folgen mußte?

Der Tunnel schluckte mich.

In dieser nicht enden wollenden Zeit hatte ich tatsächlich das Gefühl, nur noch aus Kopf und Gehirn zu bestehen, alles andere war auf einmal unwichtig.

Gab es auch ein Ende?

Da ich schwebte, versuchte ich auch, mich zu drehen. Ich wollte nach vorn schauen, hinein in die Schwärze, in den Tunnel. Mein Gehirn arbeitete mit einer seltsamen Schärfe und Klarheit, und dann erkannte ich etwas sehr weit vor mir.

Dort entstand ein Bild, so daß ich das Gefühl haben konnte, in einem kleinen Kino zu sein und mit großer Geschwindigkeit auf eine Leinwand zuzurasen, wo sich dieses Bild abzeichnete.

Noch war es nicht klar zu sehen. Verwaschen und verschwommen die Umrisse, aber es wurde schärfer, je mehr ich mich dem Ende des Tunnels näherte.

Nichts ist unendlich, auch die Zeit nicht. Ebensowenig der Tunnel, in den ich durch eine Schwarze Magie hineinkatapultiert worden war.

Das Bild zog mich an.

Die Magie strahlte ab, sie ergriff von mir Besitz, aber es war keine so arge, schlimme oder unheimliche Magie. Sie kam mir eher lockend vor, wie für mich geschaffen, und ich war der Überzeugung, daß sie mit meinem Kreuz zusammenhängen mußte.

Ich hatte es gerufen.

Zu mir war es nicht zurückgekehrt, dafür kam ich zu ihm. So ergänzten wir uns gegenseitig.

Und das Kreuz lockte weiter. Ich sollte kommen, ich würde kommen, denn mein Ziel lag klar vor mir.

Ein Gesicht erschien.

Ein Frauengesicht. Mit einem Engel zu vergleichen. So schön und so rein. Gleichzeitig bekam das Gesicht ein kreuzförmiges Muster, und ich mußte erst näher darüber nachdenken, bis mir die Lösung in den Sinn geriet.

Das war kein Muster, sondern mein eigenes Kreuz, das sich vor dem Gesicht abzeichnete.

Kreuz und Gesicht!

Gehörten sie jetzt zusammen? Man hat mir das Kreuz abgenommen, radikal entwendet, um es dem Gesicht zuzuführen.

Aber wer war die Frau?

Ich hatte bisher nur mit diesen vier seltsamen Wesen Bekanntschaft gemacht, nun zeigte sich eine weibliche Person, die im Hintergrund lauerte.

Ich bekam Furcht!

Furcht deshalb, weil dieses Gesicht und mein Kreuz sich überhaupt nichts taten. Gehörten sie zusammen? Und das war das Schlimme an der Sache. Normalerweise hätte das Kreuz reagieren müssen, denn es war ein Teil von mir, aber als ich dies sah, da wurde ich skeptisch.

Und wer von den Schwarzblütlern war überhaupt in der Lage, das Kreuz anzufassen?

Keiner, dessen war ich mir sicher!

Wirklich keiner?

Ich befand mich weiterhin zwischen den Dimensionen, konnte selbst nichts steuern, wurde auf das Bild zugeführt, und die Geschwindigkeit nahm zu. Irgendwann mußte ich dagegen krachen und dann…

Es kam der Blackout.

Diesmal verschluckte mich die Dunkelheit endgültig, wobei ich paradoxerweise das Gefühl hatte, dabei in einen grellen Blitz hineinzutauchen und unterzugehen…

***

Costa Taridis schlug seine Hände vor das Gesicht. Er konnte einfach nicht mehr hinschauen, die Helligkeit des Kreuzes schien seine Pupillen aus den Augen brennen zu wollen, und obwohl er sie geschlossen hielt, spürte er den Schein.

Dann war es vorbei.

Er merkte genau, wie die Helligkeit abnahm, atmete tief ein und ließ die Hände sinken.

Clarissa stand vor ihm. Sie hatte die rechte Hand erhoben und das Kreuz vor ihr Gesicht gehalten. Es sah wieder völlig normal aus, aber die Augen der Nonne funkelten böse.

»Was hast du getan?« flüsterte sie. »Was hast du dir da erlaubt, Mann? Rede!«

»Nichts, ich habe nichts…«

»Und ob du etwas getan hast. Hätte das Kreuz sonst so reagiert? Es muß einen Befehl bekommen haben, denn es wollte plötzlich nicht mehr bei mir bleiben, und ich mußte meine gesamte Kraft aufwenden, um es zu halten. Ich will genau wissen, was geschen ist!«

Nach diesen Worten wurde es still. Clarissa funkelte den Mann an, und der Grieche wußte, daß die Nonne es ernst meinte. Sie ließ sich durch Ausreden nicht mehr abspeisen.

Er hob die Schultern. »Ich habe es nur gut gemeint«, erwiderte er flüsternd.

»Das habe ich bemerkt!« stellte die Nonne spöttisch fest. »Erkläre mir, wie es zu allem gekommen ist!«

Taridis blieb nichts anderes übrig, als dem befehlsartigen Wunsch der Frau nachzukommen. Er begann mit der Nennung seines Namens, und er redete sich alles von der Seele. Berichtete vom Fund der alten Schrift, von seinen Nachforschungen und Beschwörungen, bis hin zur Erweckung der Clarissa.

Sie hörte genau zu, ein paarmal nickte sie, und vor allen Dingen spitzte sie immer dann die Ohren, wenn sie die Worte Geisterjäger John Sinclair hörte.

Als Costa Taridis seinen Bericht beendet hatte, schaute er die Frau aufmerksam an. In seinen Augen leuchtete die Angst. Er fragte sich, wie sie den Bericht aufgenommen hatte und ob sie ihm überhaupt glauben würde.

»Du hast nichts hinzugefügt?«

»Nein, es ist die Wahrheit!«

»Wie kann dieser Sinclair an das Kreuz gelangen, das eigentlich uns, den Makkabäern gehörte?«

»Ich weiß es nicht.«

»Hast du nicht nachgeforscht?«

»Versucht schon. Ich kam leider nicht durch, und ich mußte vorsichtig sein, aber er war der Träger des Kreuzes, und es hat ihm die

Macht gegeben, die Wesen der Finsternis zu bekämpfen. Nicht umsonst bekam er den Namen Geisterjäger.«

»Davon müssen wir ausgehen!« sagte Clarissa. »Und dieser John Sinclair lebt. Ich habe es gespürt. Ich weiß es zwar nicht genau, doch ich glaube, daß er es war, der den Ruf ausgestoßen hat. Er hat sein Kreuz angerufen, mit einer uralten Formel…« Clarissa verstummte und schaute auf das Kreuz in ihrer Hand. »Es gab da einen Weisen«, sagte sie leise. »Er hat sich sehr genau mit dem Kreuz beschäftigt. Leider ist mir der Name entfallen, aber es war ein mächtiger Mann. Er wußte alles zu deuten, und das Kreuz, das für uns so wichtig war, ist ihm eines Tages gestohlen worden …«

»Kennst du den Dieb?« fragte der Grieche dazwischen.

Da schaute die Nonne ihn an, und ein wissendes Lächeln zuckte über ihre Lippen.

»Du bist es gewesen!« ächzte er.

»Ja, ich habe es an mich genommen, aber ich konnte es nicht behalten. Auf diesem Kreuz, so sehr es dem Guten geweiht war, lastete ein Fluch. Auch mir wurde es gestohlen und verschwand. Allerdings hatte es mir eine gewisse Unsterblichkeit gegeben, das heißt, ich fiel in den Totenschlaf und würde erst erwachen, wenn sich das Kreuz wieder in meiner Hand befände. Das ist nun geschehen.«

»Und was passiert jetzt?«

Da lächelte sie. Ihre Stimme veränderte sich bei den nächsten Sätzen. »Ich habe damals geschworen, ein Totenopfer zu bringen, wenn ich überlebe.«

»Wem?«

»Den Wölfen. Denn unter ihren Schutz habe ich mich begeben können. Das Kloster hier war von zahlreichen Nonnen belegt, aber sie sind umgekommen, unsere Feinde waren vielschichtig. Ich aber hatte hier mein Versteck gefunden und auch Aufzeichnungen hinterlassen, die in deine Hände gerieten. Der erste Teil des Plans hat geklappt. Ich bin wieder erwacht. Nun folgt der zweite.«

Costa Taridis atmete schneller. Was er da gehört hatte, war unglaublich zu nennen. Er kam sich vor wie jemand, der einen Stein ins Wasser geworfen hatte, um Wellen zu schlagen. Sie uferten tatsächlich aus, es wurden immer mehr, und der Grieche hatte plötzlich Angst, von ihnen überschwemmt zu werden.

Da war von einem Totenopfer gesprochen worden.

Wer sollte es sein?

Er vielleicht?

Obwohl es ihm nicht leicht fiel, überwand er sich und stellte die Frage. »Du willst ein Totenopfer haben«, flüsterte er. »Kannst du mir sagen, an wen du gedacht hast?«

Clarissa verzog ihren Mund noch breiter. »Hast du Angst, Taridis,

daß du es sein könntest?«

»Ja, die Angst habe ich!«

Clarissa nickte. »Das war auch nötig, Costa Taridis. Ich gebe zu, daß ich an dich gedacht habe, aber mir ist ein anderer in den Sinn gekommen.«

»Wer?«

»Geisterjäger John Sinclair!«

***

Jetzt war es heraus.

Costa Taridis stand auf dem Fleck. Plötzlich hämmerte sein Herz.

Es pumpte in schweren Schlägen, das Blut rauschte in seinem Kopf, er hatte Mühe, nach Luft zu schnappen, doch es war nicht die Angst, die ihn so reagieren ließ, allein die Erleichterung, doch nicht das Opfer zu werden.

Wäre ein Stuhl dagewesen, so hätte er sich hingesetzt. Das jedoch blieb ihm versagt, er mußte stehenbleiben und auch mit dem Schwindel fertig werden, der ihn erfaßt hielt.

Die Nonne hatte gesehen, was mit dem Mann los war. Sie ließ ihn in Ruhe. Erst nach einer Weile fragte sie: »Geht es dir jetzt besser, Grieche?«

»Ja, ja – es geht.«

»Dann können wir ja zu unserem Plan kommen.«

Er schüttelte den Kopf. »Ich begreife es nicht. Du hast doch gesagt, daß du John Sinclair als Totenopfer haben willst.«

»Das stimmt.«

»Aber wo ist er? Wie kommen wir nach London, denn dort lebt der Geisterjäger?«

»Du Narr«, sagte die Nonne verächtlich. »Glaubst du wirklich, daß wir in diese Stadt mit dem mir unbekannten Namen fahren müssen? Nein, John Sinclair befindet sich hier in der Nähe!«

»Wo? Wie?« Jetzt verstand Costa Taridis überhaupt nichts mehr.

Er drehte sich um und suchte. Sein Blick glitt in die Runde. Irgendwo mußte der Geisterjäger stecken, wenn Clarissa schon so etwas behauptete, aber er sah keine Spur.

»Glaubst du mir nicht?«

»Ich sehe ihn nicht.«

»Was weißt du schon von diesem Kloster? Unter der Erde ist mein Reich. Diese Höhlen, diese Anlagen sind vor langer, langer Zeit gebaut worden, und hier bin ich die Königin. Er hat das Kreuz gerufen und geriet gleichzeitig in die Magie der Wölfe hinein, denn sie haben ihn hergeholt.«

»Leben sie denn?« hauchte Taridis.

»Ja, sie leben, auch wenn es nicht so scheint. Und du hast sie sogar

selbst gesehen und mit ihnen gesprochen, denn sie gehorchten deinem Befehl.«

»Wie das?«

»Die Wölfe und die Wesen mit den seltsamen Muskeln und Körpern sind ein- und dieselben Personen. Verstehst du? Sie sind gleich. Nur er nicht.« Nach diesen letzten Worten drehte sich die Nonne und deutete auf die hinter ihr stehende Figur.

Costa Taridis war dem Blick gefolgt. Er war also nicht gleich.

Vielleicht war er stärker, auf jeden Fall war er ein Ungeheuer, ein grausames Überbleibsel aus einer Zeit, die wohl in der menschlichen Geschichte nicht mehr erfaßt worden war.

Und der Wolf lebte. Es bewegten sich seine Augen, wobei der Grieche das Gefühl hatte, sie würden den Grund seiner Seele mit ihren scharfen Sensorblicken durchleuchten.

Er schauderte, bevor er sich traute, die nächste Frage zu stellen.

»Und wo befinden sich deine Helfer?«

»Du hast sie an der Treppe gesehen. Noch bestehen sie aus Holz, aber sie werden leben!«

Die Wölfe auf den Pfosten! Clarissa brauchte nichts mehr hinzuzufügen, Costa hatte begriffen. Und er sah, wie sie sich bewegten.

Diejenigen, die aus Holz zu sein schienen, bekamen lieben eingehaucht. Sie wurden zu lebendigen Wesen, reckten sich wie nach einem langen Schlaf, und der Grieche vernahm ihr scharfes Atmen.

Sie würden kommen!

Schon sprang der erste zu Boden. Ein klatschender Schlag war zu hören, ein seltsames Jaulen, dann glitt das Wesen heran, das einen Wolfskörper aufwies.

Taridis wich unwillkürlich zurück, als er das Tier sah, und er machte in den nächsten Sekunden eine völlig neue Erfahrung, nämlich dann, als sich der Wolf verwandelte.

Er richtete sich vor der Nonne auf, ein Knacken und Reißen war zu hören, der Körper gewann an Größe, und aus der Schnauze wurde dieses seltsame Gesicht mit der eingedrückten Nase und den fast farblosen Augen. Muskelstränge waren um den Körper geschlungen. Gewaltige, knotige Gebilde, und innerhalb des Gesichts sah der Mann die Mundhöhle.

Er war fasziniert und abgestoßen zugleich. So etwas wie Angst kroch in ihm hoch, aber das Wesen, das ihn jetzt überragte, hatte keinen Blick für ihn, sondern schaute nur Clarissa an, und dies mit einer fast hündischen Ergebenheit.

Auch die anderen kamen. Costa Taridis war so sehr auf die Verwandlung des ersten fixiert gewesen, daß er auf die übrigen drei nicht hatte achten können.

Er erinnerte sich, vier Pfosten gezählt zu haben, als er die Treppe hinabschritt.

Und drei Wölfe kamen.

Allerdings befanden sie sich im Stadium der Verwandlung. Sie waren eine Mischung aus Mensch und Tier.

Auch sie zollten ihrer Anführerin Tribut, in dem sie vor ihr stehenblieben und sich verneigten.

Dann sprach sie zu ihnen, erzählte von den Feinden, die irgendwo lauerten und erwähnte immer wieder einen Namen.

John Sinclair!

»Er ist hier. Ihr müßt ihn suchen, finden und herschaffen, damit ich ihn töten kann. Ich brauche ihn, ich brauche ihn als ein Totenopfer, versteht ihr?«

Nicken!

»Einmal ist er euch entkommen. Ein zweites Mal wird und soll es euch nicht mehr passieren, denn diesmal ist keiner da, der ihn beschützen kann. Keine fremde Magie hat in diesem Kloster ihren Einzug gehalten. Ich wollte es nicht und werde es weiterhin nicht wollen. John Sinclair muß mein Totenopfer werden.«

Sie hatte ihre Meinung gesagt. Die kantigen Köpfe gerieten in nickende Bewegungen, und die unnatürlichen Muskelstränge schienen noch stärker hervorzutreten.

Jeder griff zu seiner Waffe.

Taridis hatte sie schon einmal gesehen. Es waren bumerangähnliche, leicht gebogene Stäbe, die sie bei sich trugen und mit denen sie ausgezeichnet umgehen konnten.

»Soll… soll ich mit?« wandte er sich an die Nonne.

Clarissa schüttelte den Kopf. »Nein, was mit Sinclair geschieht, das erledigen meine Wölfe. Sie sind stärker. Wir werden hier bleiben und auf sie warten…«

Ein Nicken besiegelte die Antwort. Clarissa und der Grieche schauten zu, wie die vier Häscher in der Dunkelheit dieser unterirdischen Anlage verschwanden.

Eigentlich hätte Taridis so etwas wie Siegesfreude erleben müssen. Die jedoch wollte nicht so recht aufkommen. Er glaubte einfach, sich übernommen zu haben und daß die Beschwörung zu einem tödlichen Bumerang für ihn werden konnte…

***

Nach dem seltsamen Blackout erwachte ich in absoluter Dunkelheit.

Da ich mit etwas Ähnlichem gerechnet hatte, konnte mich dies auch nicht weiter überraschen, und so blieb ich erst einmal liegen, um meine Lage zu sondieren.

Natürlich wußte ich nicht, wo mich diese seltsame Reise hingeschafft

hatte. Ich konnte in einer anderen Dimension gelandet sein, mich aber ebensogut auch auf der Erde befinden. In einem fremden Land, in einer anderen Zeit. Das alles war möglich.

Zudem ging ich davon aus, daß ich es im Laufe der Zeit noch herausfinden würde.

Ich tat das, was ich in ähnlichen Situationen immer machte. Ich stellte mich auf meine neue Umgebung ein, das heißt, ich ließ die äußeren Einflüsse auf mich einwirken.

Wenn man die Erfahrungen gesammelt hatte wie ich, dann war es möglich, eine Gefahr zu »riechen« oder zu »schmecken«. Oft genug schon hatte ich den Hauch des Bösen bemerkt, wenn er heranwehte und mich streifte, so daß meine Waffe, das Kreuz, wie ein Seismograph reagierte.

Das fiel hier weg.

Ich hatte das Kreuz nicht mehr und mußte mich auf mein Gefühl und wieder einmal auf die kleine Lampe verlassen, die ich stets bei mir trug. Die schmalen Batterien waren vor kurzem erst ausgetauscht worden, so daß die Lampe ein relativ helles Licht abgab.

Der kleine Strahl bohrte einen hellen Streifen in die Dunkelheit, und er traf auch ein Ziel.

Es war eine Mauer.

Zwar lag ich am Boden, war jedoch nicht gefesselt. Ich stand auf, um die Mauer zu erreichen.

Etwas schwankend gestaltete sich mein Gang. Auf dem Weg zu meinem Ziel überprüfte ich die übrigen Waffen.

Beretta, Dolch, Gemme, Bumerang.

So wehrlos war ich nicht…

Ich untersuchte die Steine, soweit es möglich war. Viel konnte ich nicht herausfinden, schließlich war ich kein Fachmann, aber eins fiel mir auf.

Die Steine waren alt, wenn nicht uralt!

Befand ich mich tatsächlich in einer anderen Dimension oder in einer anderen Zeit. Vielleicht in der frühen Epoche der Geschichte, das konnte durchaus möglich sein. Irgendwie hing ja auch alles mit meinem Kreuz zusammen, das ebenfalls schon so alt war, denn der Prophet Hesekiel hatte weit vor Christi Geburt gelebt und mein Kreuz geschmiedet. Auf abenteuerliche Art und Weise war es dann in die Hände der Makkabäer gelangt, anschließend in ein Kloster, schließlich zu einer Zigeunersippe, und eine Zigeunerin namens Vera hatte es mir letztendlich überreicht.

Ich wußte zwar einiges über mein Kreuz, aber längst nicht alles.

Vor allen Dingen nichts über seine abenteuerliche Reise durch die Jahrtausende, bis ich, der Sohn des Lichts, es in die Hände bekommen hatte.

Nun war es verschwunden.

Jemand mußte da sein, den das Kreuz ebenfalls interessierte, und der es vor allen Dingen benutzen konnte. So wie ich es einsetzte, würde er es sicherlich auch schaffen.

Als ich daran dachte und mich auch weiter damit beschäftigte, wurde meine eigene Lage zweitrangig. Für mich war dieser Unbekannte, der das Kreuz nun in seinen Händen hielt, sehr wichtig.

Wer verbarg sich dahinter?

Dieser Fall stellte mich vor zahlreiche Fragen, die ich allerdings auf eine reduzieren konnte.

Ich hatte die Formel gerufen. Das Kreuz mußte reagiert haben und hatte eine magische Brücke aufgebaut, einen Tunnel, wie ich ihn ähnlich von der Leichenstadt her kannte.

Ich erinnerte mich wieder an das Frauengesicht. Hinter dem Kreuz hatte es sich abgezeichnet. Ob dieses Gesicht zu der Person gehörte, die hinter allem steckte?

Eigentlich konnte ich davon ausgehen, wobei es jetzt galt, die Frau zu finden.

Deshalb wollte ich diesen Platz verlassen und meine nähere Umgebung absuchen.

Gerechnet hatte ich mit einer Höhle, und meine Berechnungen trafen auch ungefähr zu, aber wirklich nur ungefähr, denn ich befand mich in einem wahren Labyrinth.

Vielleicht sogar in einem unterirdischen, denn die Luft, die ich zu atmen bekam, war muffig und sauerstoffarm. Das Atmen bereitete mir Mühe, und auf dem Boden lag eine dicke Staubschicht. Sie bedeckte große, quadratisch verlegte Steine, die fugenlos aneinandergereiht waren.

Menschen sah ich nicht.

Da diese Anlage sich als sehr weiträumig erwies, konnte es leicht sein, daß ich im Kreis lief. Aus diesem Grunde versuchte ich, meine Schritte nur in eine Richtung zu lenken.

Ich machte dabei erstaunliche Feststellungen. Hin und wieder passierte ich regelrechte Torbögen, schritt vorbei an steinernen Säulen, die eine Decke stützten, aber nichts wies darauf hin, daß diese Anlagen von Menschen oder irgendwelchen anderen Wesen bewohnt wurden.

Wenn diese weiten Hallen tatsächlich leer waren, aus welchem Grunde hatte man mich dann hergeschafft?

Das wollte mir nicht in den Kopf. Deshalb ging ich trotz allem davon aus, auf irgendwelche Wesen oder Gegner zu treffen.

Meine Waffen hielt ich zurück. Nur die Lampe blieb weiterhin in meiner rechten Hand, und der schmale Strahl wies mir den Weg durch die tintige Finsternis.

Es war schon gewaltig, was ich da um mich herum alles sah. Wer diese unterirdische Halle angelegt hatte, war schon als großer Baumeister zu bezeichnen.

Interessieren würde mich auch, was sich über der Erde befand.

Plötzlich blieb ich stehen.

Ein Geräusch war an meine Ohren gedrungen. Es hörte sich an, als würde jemand über aufgereihte, leere und offene Flaschen blasen. So ähnliche Töne schwangen mir entgegen.

Selbstverständlich hatte ich die kleine Lampe gelöscht und blieb in völliger Dunkelheit sitzen.

Man kann eine Stille kaum näher erläutern. Wenn etwas still war, dann war es eben so. Ich in meinem Fall hatte allerdings das Gefühl, in dieser Stille eine Gefahr zu sehen. Wie Ruhe vor dem Sturm, denn das seltsame Heulen hatte aufgehört.

Meine Beretta hatte ich gezogen und die Lampe in die linke Hand gewechselt.

Wer lauerte vor mir?

Es war kein gutes Gefühl zu wissen, daß ich vielleicht von Feinden umgeben war, die mir ans Leder wollten und die ich nicht sehen konnte.

Ich konnte überhaupt nichts sehen und traute mich auch nicht, die kleine Lampe einzuschalten.

Ich verließ mich ganz auf mein Gehör.

Alles blieb still. Wenn wenigstens das Heulen erklungen wäre, hätte ich ein Zeichen bekommen.

Kaum war der Gedanke in meinem Hirn aufgezuckt, als ich es wieder vernahm. Und abermals fiel mir der Vergleich mit den aufgestellten, leeren Flaschen ein.

Mir rann eine Gänsehaut über den Rücken. Ich geriet ins Schwitzen, Furcht keimte in mir auf, wobei es mir immer schwerer fiel, meinen Atem unter Kontrolle zu halten.

Waren da nicht Schritte?

Nachdem das Heulen verklungen war, glaubte ich, sie zu hören, und ich setzte einfach alles auf eine Karte.

Meinen rechten Arm schwang ich zur Seite, drehte dabei das Handgelenk und schaltete meine Lampe ein.

Der Strahl stach aus der Öffnung – und fand ein Ziel.

Ich hatte die Lampe etwas schräg nach oben gewinkelt, so daß sie haargenau das flache Gesicht und den viereckigen Schädel eines der Wesen traf, das ich bereits in London gesehen hatte.

Diesmal sah ich nur eines dieser Wesen. Was mir allerdings völlig reichte, denn den rechten Arm hatte es in die Höhe geschwungen, um die mir unbekannte Waffe auf mich zu schleudern…

***

Nadine, die Wölfin, wußte kaum, was mit ihr geschah. Sie wurde zusammen mit Kara und Myxin in den magischen Sog hineingerissen, und als sie einen Gegendruck spürte, da stellte sie fest, daß sie sich woanders befand.

Eine völlig andere Umgebung hatte sie aufgenommen. Sie sah Hügel, viel Wald, hörte und entdeckte einen kleinen Bach, und sie sah die gewaltigen vier Steine, die so standen, daß sie die Enden eines Quadrates bildeten.

Nadine selbst war keine normale Wölfin. Die Seele eines Menschen, der Körper eines Tieres. Von beidem leitete sich ihr besonderer Instinkt ab. Genauer hieß das, sie konnte ohne weiteres feststellen, daß sie sich in einem Gebiet befand, das magisch aufgeladen war. Zwischen den Steinen schwebte etwas.

Erklären konnte sie es sich natürlich nicht, aber ihre Reaktionen bewiesen, daß sie die Magie gewittert hatte. So schauten Kara und Myxin zu, wie die Wölfin im Kreis lief, sich dabei ziemlich aufgeregt gab und herausfinden wollte, was geschehen war.

Sie lief von einem Stein zum anderen, blieb davor stehen und strich mit ihrer Schnauze daran entlang.

Myxin und Kara mischten sich nicht ein.

»Ob sie John Sinclair wittert?« fragte Myxin.

»Kann sie das denn?«

»Sie wird gemerkt haben, daß er sich zumindest hier befunden hat«, gab Myxin zurück.

»Das kann allerdings sein. Oder aber«, Kara ging einige Schritte vor, »sie spürt den Wolfszauber, schließlich gehört sie selbst zu dieser Gattung.«

»Wenn beides zutrifft, könnte es eine Chance geben, John Sinclair zurückzuholen«, behauptete Myxin. »Ich möchte Nadine als Katalysator benutzen und John eine Brücke bauen, durch die er wieder in das Gebiet der flaming stones zurückkehrt.«

Karas Blicke steckten voller Zweifel, sie sagte jedoch nichts.

»Hast du etwas dagegen?«

»Nein, natürlich nicht. Ich frage mich nur, wie du es anstellen willst?«

»Ist es uns vorher nicht auch gelungen, einen Kontakt herzustellen? Wir sahen erst den Schatten des Kreuzes und dann den des Wolfs.«

Kara hob die Schultern. »Sicher, das stimmt, doch beim erstenmal ist es mehr oder weniger freiwillig geschehen, nun müssen wir nachhelfen. Ob das gelingt, ist fraglich.«

Myxins Augen funkelten. »Du und dein Pessimismus. So kenne ich dich nicht. Es ist einen Versuch wert, Kara. Laß uns beginnen, und ich schlage vor, daß du dein Schwert nimmst.«

Die Schöne aus dem Totenreich nickte. Myxins Worte, die so

eindringlich gesprochen waren, hatten sie letztendlich überzeugt.
Sie zog das Schwert mit der goldenen Klinge aus dem Gürtel.
Es war ein Erbteil ihres Vaters, des Atlanters Delios. An seinem Sterbebett hatte sie ihm versprechen müssen, dieses Erbe in Ehren zu halten und das Schwert nur dann einzusetzen, wenn sie im Kampf für die Kräfte des Lichts, des Guten, stand.
Die Klinge war sehr schmal. Sie zeigte sich ein wenig gebogen, und der Griff besaß die Form, die genau in die Hand der Frau mit den schwarzen Haaren paßte.
Diagonal schritt Kara jeweils auf die Steine zu. Mit dem Schwert zeichnete sie Linien auf den Boden. Zwei waren es insgesamt, und sie verbanden jeweils zwei Steine.
Genau in der Mitte des Quadrats kreuzten sie sich, und dort malte Kara einen Kreis.
Myxin blieb außerhalb. Er kannte seine Grenzen. Die Beschwörung war allein Karas Sache.
Innerhalb des Kreises war sie stehengeblieben. Nadine befand sich momentan außerhalb des Quadrats, und sie wurde von der Schönen aus dem Totenreich herbeigelockt. »Bitte, Nadine, komm her zu mir!«
Die Wölfin zögerte. Sie schob zwar ihren Körper durch die Lücke zwischen zwei Steinen, ansonsten blieb sie vorsichtig und reagierte nicht.
»Bitte«, sagte Kara. »Es geht um John Sinclair!«
Etwas Seltsames geschah. Plötzlich stellte Nadine die Ohren hoch. Sie hatte den Namen John Sinclair gehört. Gleichzeitig sträubte sich ihr Fell, und ein tiefes Knurren drang aus ihrer Kehle.
Das war das Zeichen.
Die Wölfin mit dem herrlichen rotbraunen Fell war nicht mehr zu halten. In großen Sprüngen durchquerte sie die magische Zone und blieb im Kreis stehen, um sich neben Kara zu hocken, wobei sie ihren Körper gegen die Beine der Schönen aus dem Totenreich preßte.
Kara schaute zu Myxin hinüber. Der kleine Magier nickte. Ein Zeichen seines Einverständnisses.
Mit der Linken Hand kraulte Kara das Fell der Wölfin. Durch diese Berührung wollte sie Nadine beruhigen. Sie sollte sicher sein können, daß ihr nichts geschah.
Und sie fühlte sich auch sicher, denn sie zuckte nicht einmal zusammen, als Kara das Schwert nahm und die Klinge quer über den Körper des Tieres legte.
Der Kreis, Kara und Nadine. Sie sollten das Dreieck der Magie bilden, das sich noch in Ruhe befand, denn Kara mußte erst mit ihrer Beschwörung beginnen.
Gleichzeitig würde sie die Struktur der Steine verändern, und man konnte sehen, aus welchem Grund sie den Namen flaming stones

bekommen hatten, obwohl sich nach wie vor um sie ein Geheimnis rankte, das weder Myxin noch Kara bisher herausgefunden hatten.

Kara konzentrierte sich. Sie kniete dabei zu Boden. Die Wölfin stand still. Nichts rührte sich bei ihr. Sie schien zu wissen, daß es auch auf sie ankam.

Kara schloß die Augen. Sie versuchte, das Schwert und auch die Wölfin in den Kreislauf mit hineinzubringen, um auf mentaler Ebene dem verschwundenen Wolfszauber zu begegnen, der irgendwo im Nichts lauern mußte.

Als Beschleuniger für diesen Vorgang dienten die magischen Steine, die immer dann in Aktion traten, wenn erste Anzeichen der von Kara erhofften Magie eintraten.

Ihre Kraft den Steinen.

Und sie reagierten.

Als graue Brocken standen sie da, stießen in den allmählich düster werdenden Himmel, aber vom unteren Ende her begannen sie sich zu verändern. Sie nahmen eine andere Farbe an, wurden rötlich, und dieser erste Schimmer wuchs.

Allmählich schwebte er hoch, während er sich gleichzeitig von unten her intensivierte.

Aus dem Rosa wurde das Rot, das den Steinen seinen Namen gegeben hatte.

Myxin, der zuschaute, hatte wirklich das Gefühl, als würden die Steine in Flammen stehen, so hell und kräftig leuchteten sie plötzlich, obwohl sie ihren Schein nach außen hin nicht abstrahlten, sondern eher nach innen sammelten.

Jetzt entfalteten die Steine ihre Kraft. Der Raum innerhalb des Quadrats war mit einer uralten Magie gefüllt, die Kara noch aus Atlantis mitgebracht hatte, und die innerhalb des Schwerts steckte.

Die Schöne aus dem Totenreich setzte all ihre Kraft ein, und das Glühen der Steine blieb nicht auf sie beschränkt, sondern fand seinen Weg über die von Kara gezeichneten Linien bis in den Rand des Kreises, so daß beide Linien sowie der Kreis mit demselben dunklen Rot ausgefüllt wurden, wie die Steine es zeigten.

Myxin drückte Kara die Daumen. Der kleine Magier wußte, welch eine Kraft sie diese Beschwörung kostete. Sie stieß dabei tief hinein in Dimensionen und Räume, die einem Menschen eigentlich verschlossen blieben, und es wäre für die Schöne aus dem Totenreich besser gewesen, wenn sie den Trank des Vergessens gehabt hätte.

Ihm galt all ihr Forschen und Suchen. Sie wußte inzwischen, daß einer der mächtigsten Dämonen den Trank besaß. Es war der Spuk, und bei ihm oder in seinem Reich war er bestens aufgehoben, denn dort konnte Kara ihn nicht wegholen.

Weder Myxin noch sie hatten die Hoffnung aufgegeben.

Vielleicht gelang es ihnen irgendwann einmal mit einem großen Trick, das alles mußte die Zukunft ergeben.

Und Kara setzte sich ein. Sie kämpfte, sie tat alles. Es ging fast bis an die Grenze ihrer Kraft, und Myxin musste zusehen, wie sich ihr Gesicht verzerrte.

Den Kopf hatte sie nach hinten gelegt. Aus ihrem offenen Mund drangen ächzende Laute. Es war so schwer, so furchtbar schwer, die aufgebauten schwarzmagischen Barrieren zu durchbrechen, selbst für eine Frau wie Kara, deren Leben sich auf atlantische Tradition aufbaute, und es zeugte von ihrem eisernen Willen, daß sie dennoch nicht aufgab.

Kara kämpfte.

Sie wollte hineinstoßen in die Wolfsmagie, sie wollte John Sinclair zurückholen, denn er mußte einfach kommen.

Hatte sie Erfolg?

Und dann geschah etwas, das alle Pläne durcheinanderwarf.

Keiner hätte damit rechnen können. Es griffen Kräfte in den Kampf ein, die nicht mehr im Zaum gehalten werden konnten.

Es begann mit einem wahnsinnigen Schrei.

Ausgestoßen von Kara, die ihren Kopf noch weiter zurückwarf, so daß der Rücken eine Brücke bildete und die langen Haare mit ihren Spitzen den Boden berührten.

Der Schrei zitterte zwischen den flaming stones und schien von den rotglühenden Steinen aufgesaugt zu werden.

Myxin hatte das Gefühl, in der Körpermitte geteilt zu werden. Er hing an Kara, obwohl sie vor 10 000 Jahren einmal Todfeinde gewesen waren. Er konnte sie nicht leiden sehen, wollte in den magischen Kreis hineinspringen und versuchen, ihn zu zerstören, als die Schöne aus dem Totenreich von einer wahren Urgewalt gepackt und in die Höhe geschleudert wurde.

Ihr Körper beschrieb einen Halbkreis, bevor sie wuchtig auf den Rücken prallte.

So blieb sie liegen. Ausgestreckt die Arme und Beine, den Griff des Schwerts mit der rechten Hand umklammernd.

Sie konnte einfach nicht mehr. Myxin selbst wußte nicht, ob sie noch lebte, und er lief auch nicht zu ihr, denn nach wie vor befand sich die Wölfin innerhalb des magischen Kreises.

Nadine blieb nicht verschont.

Plötzlich wurde ihr Körper von einem gleißenden roten Licht eingehüllt. Es war wie ein leicht durchsichtiger Vorhang, und mit einer unheimlichen Kraft wuchtete sich das Tier auf die Hinterpfoten.

Das Tier?

Myxin glaubte, seinen Augen nicht trauen zu können. Plötzlich war kein Tier mehr innerhalb des Kreises zu sehen, sondern ein Mensch.

Eine Frau.
Nadine Berger.
Die echte Nadine!

***

Da ich die Gefährlichkeit dieser Wesen aus London kannte, blieb mir keine andere Möglichkeit, als zu feuern.

Er oder ich!

Deshalb drückte ich ab, sah die fahle Mündungsblume vor dem Lauf aufplatzen und stellte auch fest, daß mein Feind getroffen worden war. Die aus geweihtem Silber bestehende Kugel war ihm genau dorthin gedrungen, wohin auch ich gezielt hatte.

In die Schulter.

Dem wuchtigen Einschlag hatte er nichts entgegenzusetzen. Er stieß ein nicht näher zu beschreibendes Geräusch aus, fast zu vergleichen mit dem Zischen eines Dampfkessels, zuckte zurück, sprang dabei seltsam in die Höhe und verschwand vor mir in der Dunkelheit.

Das Krachen des Schusses warf mehrere Echos, die dumpf durch dieses unterirdische System rollten.

Um kein Ziel zu bieten, schaltete ich augenblicklich die Lampe aus und bewegte mich in der Finsternis einige Schritte zur Seite.

Erst jetzt, als ich neben einer Säule stand, sie hatte meinen Lauf aufgehalten, wurde mir bewußt, daß meine Kugel kaum etwas erreicht hatte.

Okay, ich hatte den anderen zwar erwischt, er war weder zusammengebrochen noch zerfallen, wie man es oft bei Dämonen sieht. Nun wurde mir klar, daß ich es nicht mit Dämonen der normalen Sorte zu tun hatte, was ich wiederum hätte vorher wissen müssen, denn in London schon hatten sie mir mein Kreuz abnehmen wollen. Und sie waren in der Lage gewesen, es anzufassen, ohne daß ihnen etwas passierte.

Bisher hatte ich mich gedanklich nur mit den äußeren Rahmenbedingungen meines Gefängnisses beschäftigt, nun begann ich klar und logisch zu überlegen. Was dabei herauskam, war nicht gerade als optimistisch zu bezeichnen, und ich fragte mich, wie ich mir diese Wesen weiterhin vom Halse halten sollte.

Es sah nicht gut aus.

Mein Atem hatte sich wieder beruhigt. Ich lauschte in die Finsternis hinein. Einen hatte ich angeschossen, er würde sich irgendwo verstecken, vielleicht auch hinter einer Mauer oder einer Säule, allerdings hörte ich nichts.

Es blieb still.

Meinen eigenen Herzschlag vernahm ich. Er trommelte laut, und ich atmete sehr flach, um alles unter Kontrolle zu bekommen.

Dann hörte ich die Schritte.
Es ist schwer, im Dunkeln genau festzustellen, wo sie aufklingen.
Eins stand fest. Hinter meinem Rücken geschah dies nicht.
Vielleicht vor und gleichzeitig seitlich von mir, ich mußte das näher feststellen. Vorsichtig drehte ich mich nach rechts. Zu sehen war nichts. Kein Schatten, kein Feind, deshalb riskierte ich es und schaltete abermals meine Lampe ein.
Dünn war der Strahl. Schmal wie die Breite eines Messers glitt er in die Finsternis, und er traf sein Ziel.
Vor mir stand der Zwillingsbruder des Typs, den ich angeschossen hatte, und erhob gedankenschnell seinen rechten Arm, um die seltsame Waffe zu schleudern.
Wie ich trotz allem weggekommen war, konnte ich selbst nicht sagen. Ich wuchtete mich zur Seite und hörte plötzlich dieses hohle Pfeifen, das ich schon kannte.
Dann wischte etwas heran, das Pfeifen wurde lauter und wischte vorbei. Es war diese bumerangähnliche Waffe, die das Pfeifen ausstieß, wenn sie durch die Luft wirbelte, aber sie traf mich nicht, sondern hieb gegen die Säule, neben der ich gestanden hatte.
Ein Blitz zuckte auf!
Wenn ich mit allem gerechnet hätte, damit nicht. Als sich die beiden Gegenstände berührten, entstand dieser fahle Blitz, bevor er zusammenfiel und es wieder dunkel wurde, denn auch ich hatte die Lampe gelöscht.
Okay, mit einer Silberkugel konnte ich mir diese Wesen nicht vom Halse halten, das hatte ich leider erfahren müssen. Aber ich wollte sie mit ihren eigenen Waffen schlagen und hatte mir genau gemerkt, wo dieses seltsame Wurfgeschoß zu Boden gefallen und liegengeblieben war.
Blitzschnell tauchte ich nach unten.
Ein Griff, ein Zupacken, und ich hielt das Ding zwischen meinen Fingern. Es war sehr leicht, längst nicht so schwer wie mein Bumerang, und es bestand aus Holz.
Während dieser Überlegungen war ich zur Seite geglitten, hatte die Beretta verschwinden lassen und hielt in der linken Hand nur noch meine kleine Lampe.
Die schaltete ich ein.
Diesmal schoß der schmale helle Streifen ins Leere, aber ich schwenkte ihn gedankenschnell nach links, und er blieb auf dem Körper meines Gegners hängen.
Geduckt stand dieses Wesen vor mir. Es bewegte seinen Kopf und hielt ihn dabei gesenkt. Anscheinend suchte es seine Waffe.
Die hatte ich und setzte sie auch ein.
Ich wußte, wie man einen Bumerang schleudern mußte, und hoffte,

mit dieser Waffe den gleichen Erfolg zu erzielen.
Schon hatte ich ausgeholt und warf sie.
Sie wurde verdammt schnell, und abermals hörte ich das hohle Pfeifen, als sie durch die Luft schnitt.
Volltreffer!
Diesmal hatte ich die Lampe nicht ausgeschaltet und schaute zu, wie das seltsame Holz in den Körper hineinhieb.
In seiner Wirkung glich es einem geschleuderten Messer, das scharf in die knotigen Muskelstränge schnitt und dort eine lange Wunde hinterließ. Da wurde das Fleisch aufgerissen, und mein Gegner bekam das Übergewicht.
Er fiel mir entgegen.
Ich sprang zur Seite, ließ ihn auf den Boden fallen, wobei er sich die Waffe noch tiefer in seinen seltsamen Körper drückte, und plötzlich verging er.
Eine sehr seltsame Wandlung lief vor meinen Augen ab, denn während des Auflösungsprozesses nahm der Körper zusätzlich noch eine andere Gestalt an.
Das Skelett eines Tieres lag vor mir. Bleich schimmerten die Knochen, als sie vom Licht der kleinen Lampe getroffen wurden, und als ich genauer hinschaute, da glaubte ich, in dem Knochengerüst die Umrisse eines Hundes zu sehen.
Wobei es auch ein Wolf sein konnte.
Die Waffe nahm ich an mich. Ihr war nichts passiert, und mit ihr fühlte ich mich wohler.
Im nächsten Augenblick lag ich am Boden. Wieder war das hohle Pfeifen zu hören, etwas wischte über meinen Kopf hinweg und schlug irgendwo gegen, wobei genau an dem Punkt eine Flamme in die Höhe schoß.
Diese seltsame Waffe schien einiges in Bewegung zu setzen, denn ich sah das Feuer hochlodern, und mir war klar, daß ich mich vor dieser zuckenden Wand wie ein Scherenschnitt abhob.
Ich mußte weg.
Laufend war es zu riskant. Ich rollte mich um die eigene Achse, schleuderte meinen Körper wild herum und sah aus dem Dunkel vor mir die drei restlichen Gegner.
Sie huschten heran.
Auch der Verletzte war dabei. Bevor die drei in irgendwelche Deckungen tauchten, konnte ich erkennen, daß der Verletzte seinen Arm nicht mehr bewegte.
Wie ein totes Teil hing er an seinem Körper herab. Aber er besaß noch seine Waffe und war demnach entsprechend gefährlich.
Das wollte ich ändern.
Ich wußte selbst nicht, welcher Teufel mich da ritt, meinen Gegner

so frontal zu attackieren, aber ich setzte einfach alles auf eine Karte. Die Distanz zu ihm war mit wenigen Schritten zu überbrücken. Vielleicht hatte seine Verletzung die Reaktionsfähigkeit beeinträchtigt, jedenfalls kam er nicht so schnell weg, und als er zur Seite tauchen wollte, hatte ich ihn schon erreicht.

Ich hieb einfach zu.

Daß ich dabei seinen Kopf traf, war Zufall.

Das Wesen kippte nach hinten, ich bekam noch einen Treffer seiner rudernden Arme mit, stolperte vor und wäre fast über den Toten gefallen.

Mit großen Schritten lief ich nach rechts zur Seite. Dabei konnte ich besser sehen, denn der flackernde Flammenschein leuchtete das unterirdische Gewölbe aus.

Zwei waren noch übrig, und die schleuderten ihre Waffen aus sicheren Deckungen.

Zum Glück warnte mich das Pfeifen. Aus vollem Lauf hechtete ich zu Boden und hatte das Gefühl, von der unheimlichen Waffe einige Haare abrasiert zu bekommen, so dicht pfiff sie über meinen Kopf hinweg.

Freunde, das war knapp gewesen. Der Aufprall schüttelte mich durch, ich rollte mich auf die Seite und griff zu meiner Beutewaffe, denn mit ihr mußte ich mich verteidigen.

Es traf mich schockartig.

Kaum hatte ich den gekrümmten Stab berührt, als er sich zwischen meinen Fingern auflöste. Als Staub rieselte das Zeug zu Boden und blieb liegen.

Eine Erklärung war schwer und zugleich leicht. Mit dem Tod der Wesen vergingen auch die Waffen. Sie mußten irgendwie mit ihren Trägern eine Einheit bilden.

Ich hatte wirklich keine Zeit, mich darüber zu wundern oder mir irgendwelche Gedanken zu machen, denn einem bewaffneten Gegner stand ich noch gegenüber.

Der zweite hatte den gekrümmten Stab geschleudert, der irgendwo hinter mir zu Boden gefallen war, ohne ein Feuer hochlodern zu lassen.

Ich kroch auf allen vieren weiter und sah zu, daß ich hinter einer Säule Deckung fand.

Noch brannte das erste Feuer. Es gereichte nicht nur mir zum Vorteil, sondern auch meinen Gegnern, wobei ich hoffte, daß es ihnen nicht gelang, mich so schnell zu attackieren.

Es begann ein gegenseitiges Belauern!

Schräg hinter mir zuckten und tanzten die Flammen. Sie verursachten dabei keinerlei Geräusche, alles blieb ruhig, nur die gespenstischen Schatten und der Widerschein des Feuers waren zu erkennen.

Ich wollte natürlich wissen, wo sich die geschleuderte Waffe befand. Sie hatte mich knapp passiert und mußte irgendwo hinter mir liegen. Allerdings war sie so weit geflogen, daß ich sie nicht entdecken konnte. Wahrscheinlich lag sie in der Dunkelheit.

Erst jetzt, wo ich wieder ein wenig zur Ruhe gekommen war, erfolgte die Reaktion. Ich hatte Mühe, das Zittern meiner Glieder zu vermeiden, denn mir wurde klar, wie knapp ich dem Tod entgangen war. Hätte ich mich nicht so rasch zu Boden geworfen, wäre alles anders gekommen. So aber konnte ich mich noch verteidigen.

Auch die Flammen wurden kleiner.

Der helle Rand des Widerscheins schrumpfte zusammen, die Dunkelheit nahm zu.

Warteten meine Gegner darauf?

Wahrscheinlich, denn sie besaßen Vorteile und kannten sich hier unten aus.

Ewig konnte ich auch nicht liegenbleiben, also mußte ich mir etwas einfallen lassen.

Ich dachte an eine alte Taktik aus dem Krieg. Es war immer besser, wenn man im Rücken der Feinde urplötzlich auftauchte und sie überraschte.

Dazu mußte ich erst einmal wissen, wo sie steckten. So lautlos wie möglich zog ich mich zurück und sah auch zu, daß bei den ersten Yards sich die Säule immer zwischen mir und meinen Gegnern befand. Zudem warf sie noch einen langen Schatten, der mir ebenfalls gelegen kam.

Immer weiter entfernte ich mich von den zusammensinkenden Flammen und erreichte sehr bald einen Teil dieser gewaltigen unterirdischen Höhle, in der die Dunkelheit vorherrschte.

Bisher hatte man mich noch nicht angegriffen, wobei ich hoffte, daß es auch so blieb.

Die Dunkelheit faltete sich über mir zusammen wie eine gewaltige Decke. Sehen konnte ich jetzt so gut wie nichts mehr.

Wenigstens nichts von dem, was sich in meiner unmittelbaren Nähe tat. Zwar sah ich noch die allmählich verglimmenden Reste des Feuers, das war auch alles.

Jetzt begann ich, den Bogen zu schlagen. Geduckt und so leise wie möglich, schlich ich voran. Dabei bewegte ich mich nur auf Zehenspitzen, meine Feinde sollten mich so spät wie möglich sehen.

Sie hielten sich zurück. Wahrscheinlich waren sie durch das Ende ihrer beiden Artgenossen geschockt, und so wurde ich auch nicht angegriffen, als ich weiterging.

Leider hatte ich keine Vorstellung davon, wo sie sich nun aufhielten; Sie schienen mit der Finsternis verschmolzen zu sein und verhielten sich leider sehr still.

Ich stoppte meinen lautlosen Gang und warf einen Blick nach rechts.

Dort ballte sich die tintige Finsternis, aber – und das war keine Täuschung – weit, vielleicht am Ende dieser Schwärze, sah ich einen schwachen hellen Schein.

Zuerst hatte ich an eine Täuschung geglaubt, doch beim zweiten Hinsehen wurde ich eines Besseren belehrt. Dort brannte oder leuchtete in der Tat etwas.

Eine Lampe war es nicht, die hätte einen regelmäßigen, stehenden Schein abgegeben. Der, den ich sah, bewegte sich, als würde dort ein kleines Feuer brennen oder eine Kerze.

Was mochte sich da abspielen?

Diese Frage beschäftigte mich ungemein. Trotzdem wagte ich nicht, mich in diese Richtung zu wenden, dann hatte ich meine beiden letzten Gegner im Nacken. Erst mußte ich sie ausschalten.

Und sie kamen.

Während die restlichen Flammen allmählich versickerten, hörte ich, da ich mich völlig still verhielt, ihre Schritte. Es war ein tapsiges Vorankommen, schleichend, suchend, und ich lauschte angespannt, wobei ich feststellte, daß die Schritte lauter wurden.

Sie kamen auf mich zu!

Ich drückte mich in die Höhe und spannte meine Schultern.

Dabei wartete ich auf das hohle Pfeifen, das die gefährliche Waffe ankündigte, es erklang nicht.

Nur die Schritte waren zu hören.

Und sie wurden lauter.

Über meinen Rücken lief ein Schauer. Vom langen Starren in die Dunkelheit tränten meine Augen. Es war zwar nicht völlig finster, aber erkennen konnte ich so gut wie nichts.

Plötzlich sah ich sie!

Es waren Umrisse, die sich aus der Dunkelheit schälten, mehr Schatten, kaum greifbar, und ich wußte auch nicht, ob sie mich entdeckt hatten. Mir war es egal, ich wollte sie bekommen und jagte in die Höhe.

Es war ein schneller, geschmeidiger Sprung, und ich überraschte meine Gegner damit.

Sie wollten noch weg, einem gelang es auch, aber den zweiten bekam ich zu packen. Wie eine Krake schlang ich meine Arme um ihn, spürte unter meinen Händen die knotige Muskelhaut und riß ihn dicht an mich heran. Im selben Augenblick lag das Pfeifen in der Luft.

Eine Sekunde des Zögerns hätte meinen Tod bedeuten können, deshalb duckte ich mich hinter dem Körper meines Gegners zusammen und benutzte ihn praktisch als Deckung.

Der Schlag erschütterte nicht nur ihn, sondern auch mich. Es war ein harter Treffer, das Wesen zuckte in meinem Griff, stemmte sich hoch

und brach zusammen.

Es wäre gefallen, doch ich hielt es eisern fest. Dabei löste ich meine linke Hand und suchte nach der geschleuderten Waffe.

Sie steckte in der Brust meines Feindes.

Ich riß sie hervor und sah den zweiten dicht vor mir auftauchen.

Er wollte sich überzeugen, was er »geleistet« hatte, vielleicht auch seinen gekrümmten Stab zurückholen, das gelang ihm nicht, denn ich riß die Waffe aus der Brust meines Gegners, schleuderte ihn nach links weg und hielt den seltsamen Stab wie ein Messer.

Der andere konnte nicht mehr stoppen.

Voll prallte er gegen mich. Zum erstenmal spürte ich die Kraft, die in diesem Körper steckte. Da war etwas von der Wildheit eines Raubtieres zu spüren. Ich verlor den Stand, flog nach hinten, krachte zu Boden, aber ich hatte die Waffe nicht losgelassen, die mit der anderen Seite in der Brust meines Feindes steckte.

Es war ein tödlicher Treffer, in den er selbst hineingerannt war.

Sehr rasch stellte ich fest, daß sein Gewicht auf meinem Körper abnahm, denn er befand sich bereits im Stadium der Auflösung.

Ich hatte gewonnen.

Das heißt, noch nicht ganz, denn einer war noch übriggeblieben.

Allerdings waffenlos, und so stellte er keine direkte Gefahr mehr für mich dar.

Ich nahm die Waffe des Toten an mich, der mir langsam durch die Finger glitt. Dabei spürte ich schon die Knochen, als meine Hände das zerfallende Muskelfleisch zerstörten.

Über den Toten stieg ich hinweg und suchte den letzten. Ich sah ihn nicht, hörte ihn nur und lockte ihn herbei.

»Komm näher!« flüsterte ich scharf, »los komm. Ihr wolltet mich doch töten. Jetzt kannst du es schaffen!« Während dieser Worte war ich weitergegangen, und zwar in die ungefähre Richtung, wo er sich meiner Ansicht nach befinden mußte.

Er hatte es geschickt angestellt und sich geduckt gehabt. Als er mich näherkommen hörte, mußte ihn wohl ein Gefühl der Panik ergriffen haben, denn plötzlich schnellte er in die Höhe.

Ich sah die Gestalt vor mir auftauchen und sich gleichzeitig zu mir hindrehen.

Erledigen wollte ich ihn nicht, denn er sollte mir noch einige Fragen beantworten.

Durch die Kugel war er zwar behindert, aber in seiner Wut und in seinem Haß nicht mehr aufzuhalten. Er griff mich an, sein gesunder Arm schoß vor, ich nahm den Kopf zur Seite, entging dem Treffer und schlug mit beiden Armen zu.

In einer Hand hielt ich die Waffe.

Sie traf seinen Hals.

Und zwar in dem Augenblick, bevor sie sich auflöste. Sie blieb stecken, und als ich meine Hand von ihr nahm, da rieselte ein Teil des geschwungenen Stabs bereits als Staub zu Boden.

Mein Gegner verschwand taumelnd und torkelnd in der Dunkelheit. Als letztes hörte ich einen Fall, als er zu Boden krachte.

Jetzt gab es keinen mehr.

Ich hatte alle geschafft!

Auch mir ging es nicht besonders. Die Anstrengungen des Kampfes steckten mir in den Knochen. Ich war in Schweiß gebadet.

Hinzu kam die schlechte Luft, und ich glaubte, mein Kopf wäre auf das Doppelte angewachsen.

Ausruhen konnte ich mich leider nicht. Diese vier waren sicherlich nicht die einzigen Feinde, die noch innerhalb des gewaltigen Gewölbes lauerten, demnach mußte ich mich auf weitere Kämpfe einstellen, und mein Kreuz hatte ich auch noch nicht zurück.

Vergessen war auch nicht das blasse Leuchten, das ich weit vor mir entdeckt hatte.

Er war jetzt mein Ziel.

Die Richtung, wo der Schein flackerte, hatte ich mir merken können. Ich brauchte mich nur nach links zu drehen und dann geradeaus auf ihn zuzugehen.

Allerdings setzte ich mich nicht wie ein Sprinter oder Läufer in Bewegung, sondern blieb hübsch vorsichtig.

Mir war nicht bekannt, wer dort alles wartete, vielleicht kamen noch andere Gegner, und ich lauschte auf das hohle Pfeifen.

Das Geräusch blieb aus.

Dafür hörte ich ein anderes.

Schritte!

Automatisch zog ich die Beretta. Die Mündung stach dabei in die Dunkelheit, gleichzeitig bohrte ich meine Blicke hinein, um etwas erkennen zu können, sah allerdings nichts, nicht einmal einen Schatten, bis es plötzlich vor mir hell wurde.

Das geschah gleichzeitig mit einem Schnacken. Das Geräusch kannte ich gut. Es entsteht, wenn ein Feuerzeug betätigt wird.

Und schon tanzte die kleine Flamme hoch, riß eine Gestalt aus der Schwärze, und dieses Bild war für mich wirklich eine Überraschung. Mit allem hätte ich gerechnet, nur nicht mit einem normalen, mir jedoch unbekannten Menschen…

***

»Halten Sie Ihre Kugeln zurück, Sinclair«, sagte der Mann in einem harten Englisch. »Es lohnt sich nicht.«

»Ich hatte auch nicht vor, zu schießen«, erklärte ich ihm und musterte ihn dabei.

Gesehen hatte ich ihn, wie gesagt, noch nie. Er trug einen Mantel, darunter einen Straßenanzug, ein weißes Hemd und eine Krawatte.

Die Farbe seiner dichten Haare konnte ich in dem herrschenden Licht nicht erkennen, mir wurde allerdings klar, daß der Mann die Mitte des Lebens sicherlich erreicht hatte.

Sein Feuerzeug hielt er in der rechten Hand, wobei er den Arm ein wenig vorgestreckt hatte.

Eine Schrittlänge trennte uns beide. Ich fragte ihn: »Da Sie meinen Namen kennen, möchte ich gern von Ihnen wissen, wer Sie sind? Wollen Sie mich aufklären?«

»Gern. Ich heiße Costa Taridis.«

»Das klingt griechisch.«

»Ich bin auch Grieche.«

»Der mich kennt.«

»Ja. Mr. Sinclair, sogar ziemlich genau, denn ich habe Sie lange genug beobachten und studieren können.«

Es fiel mir schwer zu lächeln, denn ich glaubte ihm, was er sagte.

Zugleich bekam ich ein komisches Gefühl, weil ich von dieser Beobachtung nichts bemerkt hatte. Aus diesem Grunde hütete ich mich, den Griechen zu unterschätzen.

Ich nickte. »Sie haben mich also beobachtet, wissen, wer ich bin, und da zwischen uns die Vorstellungsmodalitäten geklärt sind, möchte ich gern erfahren, wie es weitergehen soll und welchen Grund Sie gehabt haben, mich auszuschnüffeln.«

»Es ging um das Kreuz!«

Das hatte ich mir fast gedacht. »Wollten Sie es haben?«

»Ja. Und ich habe es bekommen. Die Diener der Nonne brachten es mir, und ich machte mich auf den Weg hierher.«

»Welche Nonne?«

»Clarissa, die Makkabäerin!«

Mit dieser Antwort hätte ich nicht gerechnet. Dabei hatte ich immer gedacht, mich könnte nichts erschüttern, diese Meinung mußte ich nun revidieren. Ohne weitere Fakten zu wissen, wurde mir plötzlich klar, weshalb sie oder die anderen das Kreuz anfassen konnten. Sie waren in gewisser Hinsicht auch Söhne und Töchter des Lichts, denn so hatten sich die Makkabäer genannt.

Bei normalem Licht hätte man meine Blässe sehen können, denn ich spürte, wie das Blut aus meinem Gesicht wich. Das Kreuz stammte zwar nicht von den Makkabäern ab, wie ich zuerst angenommen hatte, aber sie hatten es bekommen, und alles wies daraufhin, daß sich die Geschichte bis in die Gegenwart hineinzog.

Aber befand ich mich überhaupt noch in unserer Zeit? Ich hatte Zweifel, obwohl der Mann vor mir normale Kleidung trug.

Vielleicht war er verschlagen worden, und ich stellte die

diesbezügliche Frage.
Ein Lächeln kerbte die Wangen des Griechen. »Natürlich befinden wir uns in der Gegenwart.«
»Wieso kommen dann die Makkabäer ins Spiel?«
»Weil Clarissa, die Nonne, zu ihnen gehört. Und ich habe sie durch das Kreuz erweckt.«
»Dann kannte sie es?«
»Natürlich. Bevor sie in den langen Schlaf fiel, hat sie es schon besessen. Aber es wurde ihr gestohlen. Ich fand ihre Aufzeichnungen, die sie vor der Zerstörung des Klosters in Sicherheit gebracht hatte, und interpretierte die Sätze richtig. Die Spur führte mich in die nördliche Türkei, wo wir uns jetzt befinden, und mir gelang es auch, den Einstieg zu den unterirdischen Höhlen des Klosters zu finden.«
Ich war ein wenig schlauer geworden, was Lage und Zeit betraf.
Und ich atmete auch auf, denn ich war froh darüber, nicht in irgendeine andere Dimension oder ferne Vergangenheit geschleudert worden zu sein, sondern mich weiterhin in der Gegenwart zu befinden.
»Ist Clarissa hier?«
»Ja, Mr. Sinclair, und sie hat auf Sie gewartet. Ihre Helfer schafften es nicht, Sie zu ihr zu bringen, deshalb übernehme ich jetzt den Versuch. Werden Sie mir folgen?«
»Bleibt mir eine andere Wahl?«
»Kaum.«
»Dann können wir gehen.«
Taridis blieb stehen. »Eines möchte ich Ihnen noch sagen, Mr. Sinclair. Sie sollten sich über Ihre Lage keinerlei Illusionen machen. Clarissa muß ein Totenopfer bekommen. Und dieses Totenopfer werden Sie sein.«
»Weshalb? Sie lebt schon.«
»Die alten Gesetze ihres Volkes schreiben es vor. So glaube ich jedenfalls, und vergessen Sie eines nicht. Sie, die Nonne, besitzt Ihr Kreuz. Sie hat das bekommen, was ihr gehörte.«
Ich hätte ihm darauf antworten können, daß ich der Sohn des Lichtes und zum endgültigen Erbe des Kreuzes bestimmt war.
Weshalb sollte ich mir Gedanken darüber machen? Erst einmal wollte ich diese Clarissa sehen, die Nonne aus einer längst vergessenen Zeit.
Costa Taridis drehte mir sein Profil zu, streckte den rechten Arm aus und verdeutlichte mir mit dieser Bewegung, ihm zu folgen. Ich tat ihm den Gefallen.
Der Grieche blieb an meiner Seite. Wir gingen nicht zu langsam und auch nicht zu schnell. Die ersten Yards ließen wir schweigend hinter uns. Dann hatte ich eine Frage.
»Sagen Sie, welche Rolle spielen eigentlich diese seltsamen Wesen,

die sich, wenn sie erledigt sind, zu Tierskeletten auflösen?«
»Es ist ein uralter Zauber.«
»Wissen Sie mehr darüber?«
»Nein. Dennoch glaube ich, daß Clarissa Ihnen mehr darüber sagen wird. Man wird Sie nicht im unklaren lassen, Mr. Sinclair. So fair sind wir immerhin.«
»Sehr tröstlich«, erwiderte ich spöttisch.
Während des Gesprächs war mein Blick starr nach vorn gerichtet.
Ich wollte so rasch wie möglich etwas erkennen, denn ich war sicher, daß ich dort, wo die Kerze brannte, auch diese Nonne sehen würde.
Viel war nicht zu erkennen, dafür reichte die Lichtstärke der Kerze einfach nicht aus. Zwar flackerte sie und warf Schatten, aber eine Gestalt sah ich nicht.
Auch wurde die Luft besser. Für mich ein Beweis, daß sich ein Ausstieg in der Nahe befinden mußte.
Sehr überrascht war ich, als ich plötzlich die Umrisse einer nach oben führenden Treppe erkannte. Damit hätte ich nun wirklich nicht gerechnet. Als man vor vielen Jahrhunderten diese unterirdischen Hallen anlegte, hatte man wirklich an alles gedacht. Die Treppe bestand sogar aus Holz und besaß vier Pfosten, die eine Regelmäßigkeit des Geländers auflockerten.
Als wir ein paar Schritte weitergegangen waren, entdeckte ich auch die Umrisse eines Lagers.
Es war kein Bett im eigentlichen Sinne, eben eine Lagerstatt, wahrscheinlich bestand die Unterlage aus Stein, auf den man Felle gelegt hatte.
Und noch etwas schälte sich aus der Dunkelheit hervor.
Ein gewaltiges Monstrum, das eine Ähnlichkeit mit einem Wolf besaß und mich irgendwie an die von mir erledigten Feinde erinnerte. Ich schaute hoch und sah in ein Augenpaar, das auf seltsame Weise leuchtete und sich bewegte. Hinzu kam die gefährliche Schnauze. Sie war geöffnet. Spitze Zähne blitzten.
»Es ist der Wächter«, erklärte Taridis, der meinen Blick bemerkt hatte.
Ich war stehengeblieben. »Welch eine Funktion hat er genau?«
Da kicherte der Mann. »Wünschen Sie sich niemals, Sinclair, ihn in Aktion zu sehen. Es wäre Ihr Ende.«
»Wenn Sie das sagen?« Ich hob die Schultern und fragte weiter:
»Wo steckt denn Ihre Clarissa?«
»Hier!« antwortete eine Stimme aus der Dunkelheit und auch schräg hinter mir.
Ich wandte mich um, sah eine Gestalt nähertreten und staunte.
Mit allem hätte ich gerechnet, doch nicht mit einer solchen Frau!
Das war keine Mumie. Sie hatte auch keine Ähnlichkeit mit den vier

Wesen, die sie gegen mich aussandte, nein, ein anderer Vergleich traf viel besser zu.

Ein Engel stand vor mir.

Ein dunkelhaariger Engel!

So jedenfalls hatten sich früher die Kunstmaler Engel vorgestellt.

Mit hellem Gesicht, langen schwarzen Haaren, einem kostbaren Gewand und großen dunklen Augen.

Das also war Clarissa!

Nachdem ich meine erste Überraschung überwunden hatte, drehte sie ihren rechten Arm, den sie bisher hinter dem Rücken versteckt gehalten hatte, und drückte ihn nach vorn.

Sie streckte mir ihre Hand entgegen. Zwischen ihren Fingern schaute etwas hervor, das ich sehr gut kannte.

Es war mein Kreuz!

Ich schluckte und holte gleichzeitig tief Luft. Ich hatte nichts dagegen, wenn ein anderer mein Kreuz in der Hand hielt, dann aber sollte dieser andere zu meinen Freunden gehören. Diese Frau mußte ich zu meinen Feinden zählen.

Sie wollte ein Totenopfer, das John Sinclair hieß.

Eine Feindin trug mein Kreuz. Eine Frau, die behauptete, es würde ihr allein gehören, so jedenfalls hatte mir der Grieche es zu verstehen gegeben. Das allerdings wollte ich von ihr genauer wissen.

Meine Kehle war trocken geworden. Ich mußte mich erst räuspern, bevor ich die Frage stellen konnte. »Sie haben das Kreuz, wie ich hörte und jetzt auch sehe, doch ich bin mir nicht so sicher, ob es Ihnen auch gehört. Ich bin der Sohn des Lichts und damit auch der Erbe des Kreuzes. Verstehen Sie?«

»Nein.«

»Das hatte ich mir gedacht«, erwiderte ich, wobei es mir schwerfiel, gelassen zu bleiben. »Ich jedoch habe das Kreuz von einem Landsmann von dir bekommen. Ich bin in die Vergangenheit gereist, und es soll nicht umsonst gewesen sein.«

»Es war umsonst.« Sie funkelte mich an. »Wer hat es dir gegeben?«

»Seinen Namen kenne ich nicht«, antwortete ich wahrheitsgemäß. »Aber er war sehr weise und besaß ein großes Wissen.«

Clarissa nickte. »Das kann ich mir vorstellen. Er ist in der Tat sehr weise, er kannte auch das Kreuz, wußte von seiner Kraft und seinen Geheimnissen, aber es gehörte ihm nicht, denn er hat es gestohlen. Errätst du, wem er es gestohlen hat, Sinclair?«

»Nein.«

Die Nonne streckte ihren freien Arm aus, krümmte ihn und deutete mit dem Finger auf mich. »Mir hat er es gestohlen. Mir hat das Kreuz gehört, damit du Bescheid weißt. Erkennst du nun die rechtmäßige Besitzerin an?«

»Das erkenne ich.«

Meine Antwort hatte sie stark überrascht, denn in ihren Augen erschien ein ungläubiger Ausdruck, das sah ich selbst im schwachen Licht der Kerze. »Du… du willst es dir also nicht zurückholen?« erkundigte sie sich nach einer Weile flüsternd.

»Davon habe ich nichts gesagt.«

»Aha.« Die Nonne lächelte. »Jetzt rückst du mit deiner wahren Meinung heraus.«

»Die will ich dir auch nicht verheimlichen«, erklärte ich, »damit die Fronten abgesteckt sind. Dir, Clarissa, gehörte das Kreuz einmal. Aber mir gehört es!« Ich nickte ihr zu. »Das ist der kleine Unterschied, den du hoffentlich begreifst.«

Sie stand vor mir und rührte sich nicht. Der Vergleich mit einer Eissäule fiel mir ein, so starr stand sie auf dem Fleck. Nicht einmal die Augen bewegten sich, dennoch wußte ich, daß sie allein mich anstarrte, und mir kam es vor, als wollte sie meine Gedanken erraten.

Ich blieb gelassen und fühlte mich nach dem ersten Schock, den der Anblick des Kreuzes bei mir zurückgelassen hatte, auch besser.

Der Grieche mischte sich ein. Er flüsterte: »Damit haben Sie Ihr Leben verwirkt, Sinclair. Es gibt kein Zurück mehr für Sie. Wenn Sie auf Clarissa eingegangen wären, hätte es noch eine Chance gegeben, da bin ich mir sicher, aber so…«

»Warten Sie es ab«, gab ich ruhig zurück.

Er hob nur die Schultern.

»Was sollte die letzte Antwort bedeuten?« fragte mich Clarissa, nachdem sie ihre Gedanken wieder geordnet hatte.

»Ich dachte, du hättest mich verstanden. Mir gehört das Kreuz. Mir allein.«

»Du wirst es nicht bekommen!« zischte sie. »Und ich kann dich auch nicht am Leben lassen, denn eins ist sicher. Du würdest immer versuchen, mir das Kreuz abzujagen, und das werde ich auf keinen Fall zulassen. Deshalb wirst du dein Leben aushauchen.«

»Damit mußte ich rechnen. Aber«, ich steigerte meine Stimme.

»Was hast du mit dem Kreuz vor? Du kannst es gegen die Kräfte aus dem Schattenreich einsetzen, gegen Schwarzblütler, gegen Dämonen und andere schwarzmagische Abarten, wobei ich nicht glaube, daß du die gleiche Energie im Kampf gegen diese Wesen aufbringen willst oder wirst wie ich. Oder was hast du sonst vor?«

»Ich fange da an, wo ich aufgehört habe. Die Jahrhunderte existieren für mich nicht. Ich streiche diese Zeit, löse sie einfach auf, John Sinclair.«

»Das geht nicht, Clarissa. Nicht nur die Zeit hat sich geändert, die Menschen ebenfalls. Du wirst es schwerhaben, dich in der neuen Welt zurechtzufinden, glaub mir.«

»Ich komme schon durch.« Sie war vom Gegenteil nicht zu überzeugen, und ich empfand es als sehr schade, daß wir beide Feinde waren. Eigentlich hätten wir uns ergänzen können, doch diese Frau zeigte keinerlei Kompromißbereitschaft. Sie wollte alles oder nichts.

Darauf konnte ich nicht eingehen. Allerdings hatte ich viel zu wenig erfahren. Ich wußte zwar, wer diese Clarissa war, aber wie es kam, daß sie so lange gelebt hatte, war mir unbekannt. Und in welch einer Verbindung stand sie zu diesem Wolfszauber, dies hätte ich sehr gern herausgefunden, und ich war sicher, daß ich es erfahren würde, denn die Nonne zeigte sich sehr redselig.

Bei meinen letzten Gedanken wanderte mein Blick unwillkürlich, so daß ich jetzt nicht nur die Nonne anschaute, sondern auch die wie versteinert wirkende Wolfsgestalt am Kopfende des Lagers.

Clarissa hatte meinen Blick bemerkt und begann zu lachen. »Dich interessiert der Wolf!?«

»Ich kann es nicht leugnen.« Sie nickte und verengte die Augen.

»Er und die vier anderen haben mich beschützt. Denn die Wölfe waren schon, bevor es die Menschen gab, John Sinclair.«

Verdammt, das hatte ich doch schon des öfteren gehört. Jetzt kam sie wieder damit an. »Wie kommst du auf diesen Satz?« wollte ich wissen. »Was haben die Wölfe damit zu tun?«

»Es gab eine Zeit, die noch weit vor der meinigen lag, da existierten so gut wie keine Menschen. Wenigstens nicht in der Art und Weise, wie du sie kennst. Aber es gab die Wölfe. Sie bevölkerten die großen Wälder, die weiten Ebenen, die fruchtbaren Täler, die Sümpfe, die Berge. Die meisten von ihnen waren normale Raubtiere, aber es gab auch welche, die dem uralten Wolfszauber hörig waren. Fenris, der Götterwolf, hatte diese Tiere erschaffen. Sie waren seine Botschafter auf einer Erde, die sich erst allmählich entwickelte. Während in anderen Dimensionen die Kriege der Götter und Dämonen tobten, wurde die Erde damit nur am Rande gestreift. Wenigstens weiß man nicht viel davon. Aber die Wölfe blieben. Ihr Zauber konnte nie gelöscht werden, und ich hatte das Glück, ihn erleben zu dürfen. Sind Romulus und Remus nicht auch von einer Wölfin gesäugt worden? Wenn sie nicht gewesen wären, dann gäbe es Rom nicht. So haben die Wölfe in das Schicksal der Welt eingegriffen und den Kreislauf in Gang gehalten. Ich beschäftige mich mit dem Wolfszauber, ich versuchte ihn zu begreifen, führte Beschwörungen durch und nahm dazu auch das Kreuz, das mir ja gehörte…«

»Moment mal«, sagte ich, »willst du damit behaupten, daß du mit meinem Kreuz das Böse, das Dämonische gerufen hast?«

»Es war kein böser Zauber, John Sinclair. Die Unterschiede haben die Wölfe nie gemacht. Für sie gab es die Aufteilung nicht. Die ist erst später aufgekommen, und an ihr haben auch die Menschen

mitgewirkt. Der Wolfszauber ist also völlig normal.«

»Das alles will ich ja gelten lassen«, sagte ich, »aber welche Bedeutung haben die Wölfe für dich persönlich?«

»Sind alle Menschen dieser Zeit so ungeduldig wie du?« wollte die Nonne wissen.

»Manchmal schon.«

»Dann muß ich sie bekehren. Aber ich will dir eine Antwort geben. Die Makkabäer, zu denen ich gehöre, waren fromme Menschen. Wir spalteten uns von den ersten Christen ab und fanden in diesem Land eine Heimat. Dort gingen wir unserem Glauben lange Zeit nach, bis fremde Horden einfielen und ein blühendes Land zerstörten. Es waren nicht nur die Römer, die uns jagten, auch Stämme aus dem Osten, und wir konnten uns nicht wehren, weil wir zu schwach waren. Die Fremden nahmen keinerlei Rücksicht. Weder auf Kinder, Frauen noch Männer. Sie plünderten, zerstörten Dörfer, Städte und Klöster. Ich befand mich zu der Zeit in diesem Kloster hier, um in Ruhe die Magie der Wölfe studieren zu können. Man ließ mich auch, und ich richtete mich hier unten ein. Nachts kamen die Wölfe. Es gelang mir, sie zu rufen, und sie wurden bald meine besten Freunde. Vor allen Dingen Lyka, der mit mir zusammen in den ewigen Schlaf fiel. Lyka ist mein Wächter, er gehört zu den Zaubertieren, die von Fenris, dem Götterwolf, persönlich auf die Erde geschickt wurden. Aber der Krieg tobte. Täglich trafen neue Meldungen ein, die Horden näherten sich immer mehr unserem Kloster, uns blieb eigentlich nur die Flucht. Einige Nonnen verließen diese Mauern, ich aber wollte nicht fliehen und wollte auch nicht sterben. Aus diesem Grunde nahm ich den Bluttrank.«

»Welches Blut?« hakte ich nach und dachte sofort an das eines Menschen.

»Das Blut des Lyka. Er war so mit mir verbunden, daß er sein Blut opferte, obwohl er wußte, daß er sein Wolfsleben damit verwirkt hatte. Aber er würde zusammen mit mir in den großen Schlaf fallen, und als sich der Tag der Zerstörung immer mehr näherte, begaben wir uns in die unterirdischen Säle, um hier die Zeiten zu verbringen. Lyka, vier Wölfe und ich.«

»Wer waren die vier?«

»Lykas Söhne, die du, John Sinclair, getötet hast, und das weiß er ganz genau.«

Ich warf der Bestie einen knappen Blick zu. Las ich Haß in ihren Augen? Ja, fast konnte ich davon ausgehen. Es war ein Haß auf mich, aber ich wollte mich von ihm nicht verheizen lassen.

»Die Horden kamen, zerstörten das Kloster, aber uns entdeckten sie nicht. Ich wollte, daß man mich eines Tages fand. Deshalb hatte ich vieles aufgezeichnet. Costa Taridis hat diese Aufzeichnungen gefunden

und die richtigen Schlüsse gezogen. Er hat mich erweckt, denn dazu brauchte ich das Kreuz, das ich leider nicht mehr besaß. Es war mir gestohlen worden, und zwar von dem Mann, der dich in die Geheimnisse eingeweiht hat. Was mit ihm alles geschehen ist, weiß ich nicht.«

Da konnte ich sie aufklären. Es war schon verrückt, daß ich, ein Mann aus der Gegenwart und für Clarissa ein Mensch aus der Zukunft, sie darüber aufklären mußte, was in der Vergangenheit geschehen war.

Ein wirklich irres Spiel magischer Kräfte.

»Er ist tot«, sagte ich. »Der Weise konnte die schweren Verletzungen, die ihm römische Soldaten beigebracht hatten, nicht mehr überstehen. Er starb, nachdem er mich in die Geheimnisse des Kreuzes eingeweiht hatte. Aber ich hätte noch eine Frage.«

»Beeile dich, die Zeit ist bald abgelaufen.«

»Wie konnten sich deine Wölfe verändern? Sie wurden doch zu menschenähnlichen Wesen.«

»Es ist der Fenris-Zauber gewesen. Der Götterwolf, der auf die Erde kam, hat sie zu dem gemacht, was sie waren. Allein durch ihre Kräfte waren sie in der Lage, sich zu verändern. Ganz habe ich den Zauber nie verstanden, ich wußte nur, daß er existierte und daß ich ihn für meine Zwecke ausnutzen konnte.«

Das war alles schön und gut, was sie mir da erzählte. Ich allerdings hörte kaum hin, denn meine Gedanken schweiften ab.

Diese Gestalten waren eigentlich Wölfe, konnten auch ein entfernt menschliches Aussehen annehmen. Was steckte nun in ihnen?

Etwa die Seele eines Wolfes?

Und diese stummen Fragen, die ich mir stellte, gaben mir die Verbindung zu einem Wesen, das ebenfalls als Tier eine menschliche Seele besaß.

Nadine Berger!

Auch bei ihrer Verwandlung hatte Fenris, der Götterwolf, seine Hand im Spiel gehabt! Sollte sich hier ein gewaltiger Kreislauf allmählich schließen?

Ich dachte an die Flammenden Steine. Dort hatte ich den Wolfsschatten gesehen, einen gewaltigen Abdruck, und ich konnte mir vorstellen, daß tatsächlich Fenris diesen Schatten in die normale Welt geworfen hatte.

Der Fall entwickelte sich mit einer unglaublichen Brisanz. Mir wurden neue Türen, fast konnte man sagen neue Dimensionen eröffnet, und damit mußte ich erst einmal fertigwerden.

»Weißt du jetzt alles?« fragte mich die Nonne.

»Fast«, gab ich lächelnd zurück.

»Was willst du noch?«

»Mein Kreuz!«

»Es ist nicht das deine!« keuchte sie. »Bilde dir das nur nicht ein. Es hat mir gehört, und es wird mir auch weiterhin gehören.« Ihr Gesicht verzerrte sich. Jetzt sah sie nicht mehr aus wie ein Engel, und sie warf den Kopf so heftig herum, daß die langen Haare flogen.

Taridis sprang zur Seite. Anscheinend wußte er, was kommen sollte, und er schaute auf Lyka, den Wächter.

Er bewegte sich. Seine breiten Schultern hob er an. Auf ihnen saß der Kopf, einen Hals gab es nicht. Jetzt riß er auch die Schnauze auf, ließ einen Blick in sein gewaltiges Maul zu, und ich erkannte zwischen den Zähnen gelblich schimmernden Geifer.

Lyka wollte töten.

Mich hatte man als Totenopfer ausersehen, und darauf war dieser verdammte Wolf spezialisiert.

Schon gellte der Befehl. »Bring ihn um, Lyka! Vernichte ihn, denn mir allein gehört das Kreuz!« Clarissa riß ihren rechten Arm hoch und stieß die Faust mit dem Kreuz in die Luft. »Nur mir allein!«

Lyka sprang.

Ein Gebirge wuchtete auf mich zu. Ich hatte nicht damit gerechnet, daß es so schnell sein würde, dann aber geschah etwas so Unglaubliches, was ich mir in meinen kühnsten Träumen nie vorgestellt hätte…

***

»Nadine!«

Während Kara erschöpft und regungslos außerhalb des magischen Kreises lag, brüllte Myxin, der kleine Magier, den Namen der Wölfin mit lauter Stimme hinaus.

»Nadine!«

Beim ersten Schrei hatte sie ihn nicht gehört, und auch beim zweiten reagierte sie nicht, so daß sich Myxin nicht sicher war, ob sie ihn überhaupt gehört hatte.

Das spielte jetzt keine Rolle mehr für den Magier. Er sah das schier Unmögliche.

Eine menschliche Nadine Berger – und eine Wölfin!

Zweigeteilt die Persönlichkeit zwischen Mensch und Tier. Aufgespalten. Auf der einen Seite die Wölfin, auf der anderen der Mensch. Doch waren beide real?

Myxin brauchte Sekunden, in denen er es einfach nicht schaffte, sich vom Fleck zu rühren. Seine Gedanken waren verwirrt, er zeigte sich geschockt, und er sah den nackten Körper der Frau, der über dem Boden schwebte.

Den Körper hatte sie gestreckt. Die Arme waren nach oben gereckt. Der Kopf etwas zurückgelegt, das lange rotbraune Haar fiel wie ein

großer Schleier auf den Rücken, und Myxin war sicher, genau die Frau vor sich zu sehen, die einmal die Filmschauspielerin Nadine Berger gewesen war.

Ihre Seele als körperlicher Geist. Das sollte begreifen, wer wollte, selbst Myxin schaffte es nicht, und er schaute auf die Wölfin, die neben der menschlichen Gestalt stand.

Sie hatte die Pfoten hart in den Boden gestemmt, den Kopf gesenkt, und ihre Flanken zitterten.

Das alles war so unwahrscheinlich, daß Myxin noch immer an eine Täuschung glaubte.

Und er wollte Gewißheit haben.

Diese Veränderung innerhalb des magischen Kreises hatte ihn so fasziniert, daß er nicht einmal an Kara dachte, die außerhalb der magischen Zone regungslos am Boden lag. Myxin wollte Nadine halten. Er mußte herausfinden, ob es sich bei ihr tatsächlich um einen Menschen handelte, und er sprang hinein, griff zu und faßte hindurch.

Der Körper verschwand.

Für den Bruchteil einer Sekunde stand Myxin starr auf dem Fleck. Er blickte nach links, wo die Wölfin stehen mußte, und auch sie war nicht mehr zu sehen.

Beide Körper hatten sich aufgelöst!

Fassungslos schaute Myxin zu Boden und schüttelte seinen Kopf.

Er konnte es sich nicht erklären, doch er hörte eine Stimme und drehte sich ruckartig um.

Kara richtete sich auf. Sie schaute verwundert auf ihr Schwert und fragte: »Was ist geschehen?«

***

Myxin war mit wenigen Schritten bei ihr. Er drückte seine Hand gegen Karas schmalen Rücken und stützte sie ab. »Es war plötzlich alles anders. So seltsam, verstehst du? Ich hatte einen Kontakt bekommen, ich dachte intensiv an John Sinclair, doch da war plötzlich ein ungeheurer Schatten, der sich immer mehr verdichtete, dunkler wurde, und ich vernahm auch ferne Stimmen.«

»Konntest du verstehen, was sie sagten?«

»Es war sehr schwer, und ich mußte mich stark konzentrieren, aber ich glaube…«

»Was sagten die Stimmen?« drängte Myxin.

»Immer nur ein Wort.« Kara schaute Myxin mit gerunzelten Augenbrauen an. »Fenris!«

Der kleine Magier zuckte zurück. »Der Schatten!« flüsterte er.

»Ich hatte es geahnt. Das muß dieser Götterwolf gewesen sein. Der Schatten fiel in unseren Kreis. Wir sind ihm mit unserer Magie in die Quere gekommen, so mußte es gewesen sein. Deine aufgebaute Magie

hat die des Wolfes berührt, und es kam zur Eskalation. Aber welche ist stärker?«

Die Schöne aus dem Totenreich schüttelte den Kopf. »Ich kann es dir nicht sagen, Myxin, weil ich es nicht weiß. Wo steckt überhaupt Nadine?« Sie schaute sich um und sah nur die Steine, die noch nachglühten.

»Sie ist in den Kreis hineingelaufen«, erklärte Myxin mit leiser Stimme.

Kara schlug die Hand gegen die Lippen und ließ sie wieder sinken. »Nein, um Himmels willen, das darf nicht sein. Sie kann…«

»Es war aber so«, sagte der kleine Magier. »Und sie hat es auch nicht so überstanden, wie ich es mir gedacht habe.«

Kara stützte sich auf. Das Schwert benutzte sie dabei als Hilfe.

»Ist sie getötet worden?« Ihre Stimme bebte.

Myxin hob die Schultern. »So will ich es nicht ausdrücken. Unsere oder die fremde Magie hat sie gespalten. Nadine ist eine Wölfin, aber mit der Seele eines Menschen versehen, und da ist folgendes geschehen…« Haarklein berichtete der Magier, was er gesehen hatte, als Kara regungslos außerhalb des magischen Kreises lag.

Kara hörte schweigend zu. Ihr Gesicht veränderte sich dabei von Sekunde zu Sekunde. Es wurde immer staunender, und sie schüttelte ein paarmal den Kopf.

»Das ist doch nicht möglich!« hauchte sie, »Nadine, wie sie immer ausgesehen hat?«

»Ja.«

»Und du hast dich…«

»Ich habe mich nicht getäuscht«, erklärte der kleine Magier. »Auf keinen Fall.«

»Das begreife, wer will«, flüsterte die Schöne aus dem Totenreich. »Ich jedenfalls nicht.«

Myxin nickte. »Das kann ich mir gut vorstellen. Auch ich habe es nicht begriffen, und ich weiß auch nicht, wie es kam, daß beide verschwunden sind.«

»Als Einheit?«

»Nein, getrennt.«

Kara schaute auf das magische Feld zwischen den Steinen. Eine Weile stand sie stumm da, dann ballte sie entschlossen ihre rechte Hand zur Faust, während die linke auf dem Schwertgriff liegenblieb. »Ich muß noch einen Versuch machen«, flüsterte sie. »Ich kann einfach nicht hier stehenbleiben und warten. Vielleicht können wir von hier aus etwas tun und die Magie des Götterwolfes schwächen?« Sie drehte sich um und schaute Myxin fragend an.

»Ich halte mich raus, Kara«, erwiderte der kleine Magier ehrlich.

»Weißt du, ich will nicht, daß es heißt, wir hätten nicht alles getan,

aber ebenso kann die Beschwörung über deine Kräfte gehen.«

»Das stimmt. Deshalb möchte ich ja, daß du ebenfalls mit in den magischen Kreis hineintrittst und wir gemeinsam versuchen, die Magie des Götterwolfs zu durchbrechen. Kann ich auf dich zählen?«

»Hast du auch alles bedacht?«

»Ja, das habe ich. Seit der Jenseits-Falle muß ich etwas gutmachen, und ich hoffe, daß ich heute einen Teil meiner Schuld abtragen kann…«

Nachdem sie diese Worte gesagt hatte, drehte sie sich um und betrat wieder die magische Zone.

Myxin folgte ihr mit einem unguten Gefühl…

***

Lyka fiel und wurde immer größer. Sein Gesicht mit der langen Schnauze und den beiden geöffneten Kiefern interessierte mich besonders, denn mit seinen Reißern konnte er einen Menschen mit einem Biß töten.

Dazu kam es nicht.

Bevor mich diese gewaltige Gestalt erreichen konnte, schob sich etwas zwischen uns. Es war ein Schatten, der gleichzeitig eine Hemmwand bildete, und im nächsten Augenblick glaubte ich, von einem Hammerschlag getroffen zu werden.

Der Schatten hielt nicht nur das Wolfsungetüm Lyka auf, sondern kristallisierte sich schärfer hervor, und ich schaute ebenfalls auf den Körper eines Wolfs.

Nadine war gekommen!

Und sie hatte jemanden mitgebracht.

Es war ein Wahnsinn, was da alles passierte und mich wie ein gewaltiger Tornado überrollte, denn ich sah auch eine Frau.

Die echte Nadine!

Das konnte ich nicht fassen. Plötzlich schlug mein Herz wie wahnsinnig. Ich torkelte zurück, mein Mund stand offen, hastig saugte ich den Atem ein und schüttelte den Kopf.

Die echte Nadine!

Ein Spukbild? Eine Illusion? Magische Gaukelei? All das war möglich und vielleicht sogar sicher.

Nur vielleicht…

Alles andere hatte für mich auf einmal keine Bedeutung mehr.

Ich sah nur Nadine Berger. Mich interessierte Lyka nicht mehr, dessen Angriff durch die magische Wand gestoppt worden war und der nur noch Augen für die Wölfin hatte. Jetzt kam es darauf an, herauszufinden, ob Nadine tatsächlich echt war.

Ich stürzte vor.

Ein Schrei löste sich von meinen Lippen. Ich hatte wegen Nadine

Berger viel gelitten, gab auch mir die Schuld an ihrer Verwandlung und sah sie nun so vor mir, wie ich sie kannte.

Da war der schöne Körper, das lange Haar, die herrlichen Augen und das Gesicht, in das ich so gern geschaut hatte. Meine Erinnerungen und die Realitäten sorgten dafür, daß ich mich in einem wahren Urschrei entlud.

Ich bekam Antwort.

Kaum war meine Stimme verklungen, als ich ein leises Singen für möglich hielt, das weit entfernt aufklang, als würden uns unüberbrückbare Entfernungen trennen.

Aus diesem Singen hörte ich meinen Namen heraus, und da wußte ich, daß Nadine gesprochen hatte.

Ich faßte zu – und griff ins Leere!

Nadine Berger war ein Geist.

Der Mißerfolg war wie ein Hieb, der mich in die Magengegend traf. Ich krümmte mich zusammen. Ein schluchzender Laut drang über meine Lippen, mein Gesicht verzerrte sich, ich öffnete den Mund und schüttelte gleichzeitig den Kopf.

Verloren! Eine Illusion. Man hatte mir hier etwas vorgespielt, und in meinen Knien begann das Zittern.

Dann erreichte mich das gellende Lachen. Wie eine Explosion hörte es sich an. Spott, Hohn und Häme vereinigten sich zu diesen kreischenden Lauten, und es gab nur eine, die sich über meinen Mißerfolg so freuen konnte.

Clarissa, die Nonne!

Ich fiel auf die Knie. Vor mir die Wölfin, dahinter der Schatten des Lyka und dazu das gellende Lachen, das wie ein Messer durch mein Gehirn schnitt.

War ich am Ende?

Ich streckte beide Arme aus, eine flehende Geste. Ich spürte gleichzeitig den Druck hinter meiner Stirn, den das Umfeld der Magie ausübte. Allmählich verblaßte es. Mit seinem Schwächerwerden sank auch meine Hoffnung langsam zusammen.

Die anderen spürten es ebenfalls. Als ich die echte Nadine noch einmal anschaute, da sah ich einen gequälten Ausdruck auf ihrem Gesicht. Einen Ausdruck des Abschieds, der Depression, und sie hob die linke Hand, um mir zuzuwinken.

Im nächsten Augenblick sprang der Wolfskörper auf sie zu. Von mir nur schattenhaft zu erkennen und auch nur für die Zeitspanne, die man kaum messen konnte, bevor alles vorbei war.

Es gab keine Wölfin Nadine Berger mehr, und ich sah auch nicht ihren nackten Körper.

Aus, vergessen…

Jetzt waren nur noch Feinde um mich herum. Lyka, die Nonne,

außerdem der Grieche Taridis!

»Du hast starke Freunde!« hörte ich die Stimme der Nonne.

»Aber sie sind nicht stark genug für mich. Ich besitze nicht nur das Kreuz, sondern auch das Wissen und die Kraft meines Volkes. Und mein Befehl gilt immer noch. Töte ihn, Lyka!«

***

Das Wolfsmonstrum stieß sich ab.

Diesmal jedoch war ich gewarnt. Ich wußte selbst nicht genau, was mit mir geschehen war, auf jeden Fall hatte sich die Situation nicht verändert, nur ich.

Dieses Auftauchen der Nadine und ihr gleichsames Zweiteilen hatten mir wieder Mut und Hoffnung gegeben. In meinem Unterbewußtsein stellte ich fest, daß es sich wieder zu kämpfen lohnte, vielleicht sogar für Nadine Berger und unter Umständen auch für den Wolfszauber, dem ich auf die Spur kommen wollte.

Wie dem auch sei, ich dachte längst nicht an Aufgabe, und als Lyka auf mich zuhechtete, da flog ich zur Seite.

Ich hatte mich mit aller Kraft abgeschnellt, flog schräg durch die Luft und wuchtete zu Boden, wobei ich mich überrollte und aus den Augenwinkeln mitbekam, wie Lyka ins Leere stieß.

Ich griff zur Beretta.

Im nächsten Augenblick peitschten die Schüsse.

Wie ein Wahnsinniger feuerte ich und jagte die geweihten Geschosse in den Körper des Tieres.

Er hatte sich mir zugewandt, zeigte mir seine breite Brust und fing drei Geschosse damit auf.

Wunden wurden gerissen, aus denen eine dunkle Flüssigkeit quoll. Ob es sich dabei um Blut handelte, konnte ich nicht sagen, die Flüssigkeit erinnerte mich an zähen Sirup, das war im Moment egal, ich wollte meinen Gegner nur ausschalten.

Lyka bekam die Kugeln.

Sein Maul hatte er aufgerissen, den wuchtigen Schädel hoch erhoben, und aus dem offenen Maul drang ein schauriges Heulen.

Menschliches hatte es nicht mehr an sich. Es waren Töne, die in einer Urwelt geboren zu sein schienen, und dabei schüttelte er sich, als hätte jemand heißes Wasser über ihn gegossen.

Lyka brüllte seinen Schmerz heraus. Er schlug mit den Pranken gegen seine Brust, so daß ich das Gefühl haben konnte, er wollte die Kugeln aus dem Fell reißen, das schaffte er nicht. Dafür gelang ihm etwas anderes.

Die Bestie erholte sich wieder.

Sie glich in diesen Augenblicken einem Stehaufmännchen, das Schwung bekommen hatte.

Plötzlich schnellte Lyka in die Höhe, schüttelte seinen gewaltigen Körper und fixierte mich aus bösen Augen.

Mir wurde ganz anders.

Hinter mir lachte Clarissa. »Hast du gedacht, ihn einfach töten zu können, John Sinclair? Nein, nicht Lyka. Er ist mein Beschützer, und er wird dich vernichten. Kugeln töten ihn nicht. Lyka steht unter dem Schutz des Götterwolfs.«

Das hatte ich mittlerweile auch festgestellt. Wenn ich es recht betrachte, konnte sich Lyka zu einem Gegner entwickeln, an dem ich verzweifelte.

Drei silberne Kugeln hatten ihn nicht getötet. Fenris mußte in der Tat seine schützende Hand über ihn halten, wenn so etwas passierte. Wie war er dann umzubringen?

Links von mir erkannte ich einen sich bewegenden Schatten. Clarissa warf ihn, als sie sich durch den Rand des von der Kerze geworfenen Lichtkreises bewegte. Sie nahm eine andere Position ein, wahrscheinlich, um den Kampf von der neuen Stelle aus besser verfolgen zu können. In der rechten Hand hielt sie nach wie vor mein Kreuz.

Ja, mein Kreuz!

Ich wollte es ihr nicht überlassen, nicht freiwillig, denn es gehörte mir. Ich war der letzte an der langen Kette, der Sohn des Lichts, und so lange ich lebte, würde ich darum kämpfen, das Kreuz in meinen Besitz zu bringen.

Das wußte auch die Nonne. Deshalb hatte sie ja dem Monster-Wolf den Befehl gegeben, mich zu töten, damit von ihrer Seite aus alle Schwierigkeiten aus dem Weg geräumt wurden.

Wie sollte ich Lyka stoppen?

Mit Kugeln hatte ich es erfolglos versucht. Blieb vielleicht der Dolch. Ihn zog ich und steckte ihn gleich wieder weg. Nein, wenn es die Kugeln nicht schafften, packte es die Klinge ebenfalls nicht.

Und Lyka kam.

Nicht mehr so ungestüm wie bei seinem ersten Angriff. Diesmal war er vorsichtiger und bewegte sich lauernd auf mich zu. Unter seinem wie erstarrt wirkenden Fell spielten die gewaltigen Muskelpakete, aus dem offenen Maul tropfte Geifer, der in dicken Flecken zu Boden klatschte.

Mir lief es kalt über den Rücken. Wir belauerten uns, und Lyka hatte seine gewaltigen Arme vorgestreckt. Wenn sie mich zu fassen kriegten, war es aus.

Auch die Gemme trug ich bei mir. Sie war ein magisches Zaubermittel der Gnostiker-Sekte, eines ebenso alten Stammes wie der Makkabäer. Ob sie vielleicht etwas ausrichtete?

Ich holte sie hervor und hielt sie dem Wolf entgegen.

Augenblicklich sah ich das blaue Leuchten, das von der Gemme abstrahlte. Der Stein mußte die Magie in diesem Gewölbe spüren und lud sich dementsprechend auf.

Lyka zögerte. Er zuckte regelrecht zusammen, als er die Gemme sah, und aus seinem Rachen drang ein uriger Laut. Für mich ein Beweis, daß er angreifen wollte, und ich rannte ihm entgegen.

Damit hatte er wohl nicht gerechnet. Seine Attacke verzögerte sich, und als er sich schließlich abstieß und auf mich zuflog, war ich unter ihm hinweggetaucht.

Die Gemme wuchtete ich ihm entgegen, warf mich zur Seite, rannte um mein Leben und tauchte in die Tiefe des Gewölbes, wo mich die Dunkelheit umfing.

Ich hörte das wütende Schreien der Nonne und ein grollendes Geräusch, das Lyka ausgestoßen hatte.

War er vernichtet?

Ich drehte mich um.

Meine Augen weiteten sich. Ein freudiger Schreck durchzuckte meine Brust. Die Gemme, dieses alte, magische Mittel aus dem Orient, hatte Lyka mit ihrem Bann belegt. In einer seltsamen Seitenlage stemmte er sich gegen den Boden, den Kopf aufgerichtet, die Schnauze geöffnet und röhrende Laute ausstoßend.

Umgeben war er von diesem blauen Schein, den die Gemme sehr intensiv abstrahlte und ihn in eine Art von Starre hineingerissen hatte. Lyka bewegte sich nicht, durch den Wurf mit der Gemme war es mir gelungen, ihn zu paralysieren.

Die Magien der Gnostiker und der Makkabäer waren feindlich.

Die eine wollte die andere zerstören, da gab es nichts, was sie gemeinsam hatten, und ich wollte meine Chance nutzen.

Der Bumerang!

Meine rechte Hand faßte automatisch nach dieser Waffe. Ich riß sie hervor, denn nie war der Augenblick so günstig gewesen wie in diesem Moment.

Weit holte ich aus.

Gleichzeitig setzte sich Clarissa in Bewegung. Auch sie war von der Aktivität der Gemme überrascht worden und mußte eingreifen, um die Starre ihres Wächters aufzuheben.

Vielleicht konnte sie die Magie lösen, soweit ließ ich sie nicht kommen.

Mein rechter Arm flog wieder vor. Und er befand sich noch in der Bewegung, als ich meinen Bumerang losließ.

Die silberne Banane, wie ich sie immer nannte, war mit ungeheurer Wucht geschleudert worden. Sie drehte sich plötzlich wie ein Kreisel, bekam noch einmal Drall, und ich hatte das Gefühl, als würde sie von unten nach oben ansteigen, und zwar dorthin, wo sich auch der Hals

des Monstrums befand.
Ein schriller Schrei schwang durch das Gewölbe. Clarissa hatte ihn ausgestoßen, sie ahnte die Gefahr und war in diesen Sekunden machtlos. Ebenso wie der Monster-Wolf, denn er konnte nicht mehr weg.
Der Bumerang traf!
Dieser ungemein kräftige Schlag war sogar akustisch zu vernehmen. Ich hörte ein Klatschen, und dann reagierte der Bumerang wie 1 000 kleine Messer.
Er drehte sich, er wirbelte, er kreiselte, er sägte und fräste. Alles auf einmal, und er schaffte es, innerhalb dieser Sekunden den Kopf vom Rumpf des Monster-Wolfs zu lösen.
Obwohl es schnell ging, hatte ich das Gefühl, eine Zeitlupenszene zu erleben. Der Kopf bekam das Übergewicht und zusätzlich noch einen Drall nach links.
Dann kippte er allmählich zur Seite und schlug mit einem dumpfen Geräusch zu Boden.
Der Körper folgte langsamer. Er kam mir wie eine schwere Säule vor, die nur allmählich der Erdanziehung gehorchte, um am Boden liegenzubleiben.
Das war es!
Keiner sagte etwas. Die Überraschung hielt uns alle gefangen.
Mich durchschoß ein Gefühl der Freude, es tat gut, mal wieder auf der Gewinnerstraße zu stehen, und ich richtete meinen Blick auf die Nonne Clarissa, die es wohl nicht fassen konnte, daß ihr Aufpasser nicht mehr lebte, denn sie stand starr auf dem Fleck.
Anders der Grieche.
Aus seinem Mund drang ein wütender Schrei, bevor er sich in Bewegung setzte und nach vorn stürzte.
Seine Absicht war klar. Er wollte an den Bumerang und diese Waffe als Trophäe an sich nehmen.
Dagegen hatte ich etwas. »Halt!« brüllte ich. »Laß die Finger davon, Taridis!«
Er stoppte tatsächlich. In geduckter Stellung stand er da, schaute mich an, forschte in meinem Gesicht, das er besser erkennen konnte, weil ich mich aus dem Dunkel löste und nach vorn schritt, aber er wollte den wilden Mann spielen.
Seine Hand verschwand unter der Jacke. Sicherlich trug er dort eine Brieftasche, wobei ich mir sicher war, daß er diese nicht ziehen würde, sondern eine Waffe.
In der Tat riß er einen Revolver hervor. Aber er war zu ungeschickt. Erstens verhakte sich die Waffe am Rand seines offenstehenden Mantels, und dann suchte er noch drehend das Ziel.
Ich hielt die Beretta längst fest und zielte auf ihn. »Weg mit dem

Revolver!« schrie ich ihn an.
Er wollte nicht.
Da schoß ich.
Es war der berühmte Sekundenbruchteil früher, als ich abdrückte. Taridis stand unter einer ungemein starken Belastung. Er hatte alles gegeben, alles eingesetzt, mußte nun eine Teilniederlage hinnehmen, und die konnte er nicht verkraften, deshalb diese blindwütige Reaktion.
Meine Kugel jagte in seine Schulter. Ich hatte Zeit genug gehabt, um zielen zu können, und traf auch trotz der schlechten Lichtverhältnisse genau.
Costa Taridis war kein Dämon oder ein magisches Wesen. Er konnte einer Kugel nicht widerstehen und reagierte menschlich.
Seinen Körper wuchtete er hoch, die Waffe schleuderte er dabei aus seiner rechten Hand, und sie landete irgendwo in der Dunkelheit.
Genau in dem Augenblick, als der Grieche schwer zu Boden krachte und stöhnend liegenblieb.
Das alles geschah innerhalb von wenigen Augenblicken. Ich nutzte die Zeit sofort und schob ein neues Magazin nach. Das Wechseln der Magazine hatte ich immer wieder geübt, und dieses Training machte sich nun bezahlt.
Die Beretta behielt ich in der Hand. Ihre Mündung wies nicht mehr auf den Griechen, sondern hatte ein neues Ziel gefunden.
Clarissa, die Nonne!
Ich ging noch weiter vor, so daß ich fast die Lagerstatt erreicht hatte, dessen Länge uns noch trennte.
Zwischen uns lag der Monster-Wolf. Oder vielmehr das, was von ihm zurückgeblieben war.
Knochen, Gerippe, ein Skelett, das vom Fleisch und Fell befreit worden war. Die Magie des Bumerangs war zu stark gewesen. Ihr hatte auch Lyka, dem geweihte Silberkugeln nichts ausmachten, nichts entgegensetzen können.
Ich nickte Clarissa zu. »Das wär's dann wohl«, sagte ich mit möglichst ruhiger Stimme.
»Glaubst du im Ernst, gewonnen zu haben?« fragte sie mich.
»Das nehme ich allerdings an.« Ich schaute ihr scharf in das bleiche Gesicht. »Gib mir das Kreuz zurück, Clarissa!«
Da lachte sie hart und kurz auf. »Wenn du es haben willst, Sinclair, mußt du es dir schon holen…«

***

Ich war nicht einmal überrascht, denn mit einer ähnlichen Reaktion hatte ich gerechnet. Sie wollte und würde die »Waffe« nicht freiwillig hergeben, denn sie war nicht nach so langer Zeit erweckt worden, um

noch zu verlieren.

Ich mußte es mir holen, und ich wollte es mir holen.

In der Ecke stöhnte der Grieche. Er konnte mir nicht mehr gefährlich werden, es gab nur noch Clarissa und mich. »Du weißt genau, daß ich der wahre Besitzer des Kreuzes bin!« hielt ich ihr vor. »Und ich bitte dich jetzt, dich danach zu richten, denn ich möchte dich auf keinen Fall töten.«

»Das mußt du aber, wenn du es haben willst. Versuche es, Geisterjäger.«

»Hast du so lange in einem magischen Schlaf gelegen, um kurz nach der Erweckung endgültig in das Reich der Schatten einzugehen?« erkundigte ich mich.

»Ich habe nicht die Absicht.«

»Wie willst du mich daran hindern?«

»Durch das Kreuz!«

Mit jeder Antwort hätte ich gerechnet, nur damit nicht. Sie wollte tatsächlich das Kreuz gegen mich einsetzen? Meine Waffe, auf die ich mich so stark verlassen hatte, konnte nicht zu einem Bumerang werden. Es war unmöglich, daß sich die Kräfte umkehrten.

Nein, das nahm ich ihr einfach nicht ab.

»Du glaubst mir nicht, wie?«

»Wenn ich ehrlich sein soll, nein. Ich kann mir einfach nicht vorstellen, daß…«

Sie unterbrach mich mit Worten und einer abwehrenden Handbewegung. »Die Menschen in der heutigen Zeit scheinen sich in der Tat sehr verändert zu haben. Sie sind arroganter geworden, überheblicher, und sie vertrauen nicht den alten Kräften. So schätze ich dich auch ein, John Sinclair. Ich habe dir schon einmal gesagt, daß mir allein das Kreuz gehört, du hast damit nichts zu tun. Das Kreuz wird dich als einen Gegner ansehen, und du hast oft genug erlebt, was es mit Gegnern anstellt. Es vernichtet sie, Sinclair. So soll es auch dir ergehen.«

Noch immer zeigte ich keine Furcht. Nicht einmal ein mulmiges Gefühl empfand ich, als ich eine Antwort und der Nonne durch sie auch recht gab. »Ich habe oft genug gesehen, wie Dämonen und Schwarzblütler durch die Kraft des Kreuzes zerstört wurden. Aber diese Gegner waren, wie ich schon sagte, Schwarzblütler. Im Gegensatz zu mir. Ich gehöre nicht dazu, sondern bin der Erbe des Kreuzes. Das darfst du nie vergessen, Clarissa. Was mir gehört, kann mich nicht töten!«

Ich hatte ihr die Worte eindringlich gesagt. Sie sollte merken, daß sie mit mir kein leichtes Spiel haben würde. Trotzdem beharrte sie auf ihrem Recht. Um keinen Preis der Welt wollte sie das Kreuz aus ihren Händen geben.

Sie lächelte sogar und streckte den rechten Arm vor, in dem sie das Kreuz hielt. »Hol es dir, Geisterjäger, komm schon, ich…«

Es gibt Momente, da fühlt man die Gefahr. So erging es auch mir.

Vielleicht war es nur eine Ahnung, vielleicht auch mein gutes Gehör, aber hinter meinem Rücken tat sich etwas, und Clarissa hatte mit keinem Augenschlag zu erkennen gegeben, daß sie etwas bemerkte.

Ich ließ mich zusammenfallen, kreiselte dabei herum, schaute plötzlich in eine fahle Mündungsflamme und hörte das Krachen eines schweren Revolvers…

***

Durch die schnelle Bewegung hatte ich mein Leben gerettet. Die Kugel hätte mich in den Rücken getroffen, doch ich war zusammengefallen, und so jaulte sie nur an meinem Ohr vorbei, wo ich ein Zupfen oder leichten Schlag spürte.

Dann feuerte ich.

Zielen konnte ich nicht. Ich hielt auf die Mündungsflamme oder dicht darüber, und ich zog den Stecher meiner Beretta zweimal durch, um sicherzugehen.

In die Echos der Schüsse mischte sich ein Schrei.

Schmerzerfüllt, gepeinigt und gleichzeitig schon ein reiner Todesschrei. Ausgestoßen hatte ihn ein Mann, der auf der Treppe stand und mir hatte in den Rücken schießen wollen.

Jetzt verlor er den Halt.

Die schattenhafte Gestalt fiel erst zurück, verlor den Revolver, der dumpf auf das Holz polterte, und bekam ebenfalls das Übergewicht. Als er auf die Stufen schlug, verzog ich das Gesicht. Dieser krachende Laut ging mir durch und durch, und der Grieche Taridis begann zu schreien. Er rief einen Namen. Ich verstand soviel wie Manos und hörte einen schluchzenden Laut.

Dann lag Manos still.

Mein Herz hämmerte oben im Hals. Ich zitterte. Der Schock kam.

Wenn ich nur eine halbe Sekunde später reagiert oder das Knacken der Treppe nicht gehört hätte, läge ich jetzt tot vor den Füßen der Nonne.

Wut stieg in mir hoch. Ich fuhr herum, stellte mich aufrecht hin, zielte auf die Nonne und fragte mit ätzender Stimme: »Sieht so dein Kampf um das Kreuz aus, Clarissa?«

Sie schüttelte den Kopf. »Damit habe ich nichts zu tun gehabt. Das war Costa.«

»Er hat also noch einen Killer mitgebracht.«

»Manos diente ihm als Wächter.«

»Und wo steckte er solange?«

»Ich weiß es nicht.«

Taridis ächzte schwer. »Verdammt, Sinclair, sei verdammt. Ich… ich habe ihn gerufen. Walkie-talkie … er ist zu spät gekommen, leider. Ich hätte dich gern tot gesehen …« Er schluchzte auf und verstummte wenig später.

Nun, ich war nicht tot, sondern lebte. Und das würde vor allen Dingen Clarissa zu spüren bekommen. Bisher hatte ich gezögert, weil ich ihr noch eine Chance geben wollte, nun war die Schonzeit vorbei. »Und jetzt will ich das Kreuz«, sagte ich, wobei ich gleichzeitig vorging.

Die Nonne blieb stehen. Ihr Kinn zitterte. Starr schüttelte sie den Kopf. »Nein, nein. Du mußt es dir holen, das habe ich dir gesagt.«

»Sicher«, erwiderte ich, und einen Atemzug später war es soweit.

Der Kampf um das Kreuz begann…

***

Die Steine glühten wieder stärker. Sie schienen tatsächlich in Flammen zu stehen. Für Myxin und Kara ein Beweis, daß sie ein erneutes magisches Kraftfeld aufgebaut hatten.

Und sie setzten alles ein.

Auch Myxin wollte die starke Barriere durchbrechen, die zwischen den flaming stones und dem gefährlichen Wolfszauber einer längst vergangenen Zeit lag.

Sie mußten hinein, und sie schafften es.

Allerdings auf eine Art und Weise, mit der sie nicht gerechnet hatten, denn plötzlich begann die Luft zwischen ihnen zu flimmern und Konturen anzunehmen.

Die Wölfin kehrte zurück.

Kara und Myxin konnten es kaum fassen. Ihre Konzentration wurde von der Wölfin abgelenkt, und die starke Magie schwächte sich ab. Das Jaulen des Tieres zerschnitt die Stille. Nadine schüttelte ihren Kopf, Fell sträubte sich, und sie scharrte mit den Pfoten.

»John!« ächzte Kara, »was ist mit John?«

Die Wölfin konnte nicht reden. Sie schaute hoch, und beide sahen sie die Tränen in ihren sonst so klaren Augen.

Kara wurde bleich. Myxin preßte die Lippen zusammen. Weinte dieses Tier um den Geisterjäger? Hatte er seinen Meister nach so vielen Jahren endlich gefunden?

Die Schöne aus dem Totenreich schüttelte sich. »Wir müssen es wissen«, hauchte sie. »Wir müssen es einfach herausfinden, es kann nicht so weitergehen…«

»Komm!« sagte Myxin. »Wir sind gemeinsam stark. Nur so schaffen wir es, die Magie des Götterwolfs zu durchbrechen. Konzentriere dich noch einmal, nimm dein Schwert…«

Myxin sprach nicht mehr weiter. Auf einmal war alles ganz leicht.

Die Barriere gab es nicht mehr. Ihre geistigen Kräfte, verstärkt durch die flaming stones, schafften eine Insel der Weißen Magie und transportierten sie fort.

Keiner von ihnen ahnte, daß dieser Glücksumstand mit dem Tode des Wolf-Monstrums Lyka zusammenhing und sich einiges zu ihren Gunsten hin veränderte…

***

Ich hätte nie im Leben gedacht, daß ich einmal um das Kreuz kämpfen mußte. Aber es war so, und ich versuchte es nicht mit Gewalt, sondern mit der magischen Formel.

Ich wollte es aktivieren!

»Terra pestem teneto – Salus hic maneto!« So flossen mir die Worte über die Lippen, und ich hatte sie kaum ausgesprochen als es geschah. In der Hand der Nonne wurde das Kreuz zu einem strahlenden Stern. Es schien auseinanderfliegen zu wollen, aber ich freute mich zu früh, denn Clarissa war mit allen Wassern gewaschen.

Sie kannte ebenfalls die magischen Worte. Trotz des langen Schlafes hatte sie die Formeln nie vergessen, und die rief sie nun laut und deutlich, so daß ihre Worte durch das Gewölbe hallten.

Ich verstand nicht, was sie sagte. Es war eine alte Sprache, die Makkabäer mußten sich in ihr unterhalten haben, aber das Glühen hörte auf, und der strahlende Schein fiel allmählich zurück wie ein Vorhang aus weißem Licht.

Clarissa stand noch immer da. War sie jetzt die große Siegerin, weil sie die erste Attacke abgewehrt hatte?

Nein, sie zahlte plötzlich Tribut. Die Nonne veränderte sich auf eine makabre Art und Weise. Die Magie des Kreuzes wandte sich plötzlich gegen sie, denn diese heilige Waffe hatte erkannt, daß Clarissa den Bogen überspannte und nur Böses wollte.

Sie hatte es haben wollen, nun wurde es für sie zu einem Bumerang, denn das Gute zerstörte das Böse, auch wenn es sich dabei nur um schlechte Vorsätze handelte.

Nicht umsonst hatten die vier Haupterzengel ihre Zeichen an den Rändern hinterlassen. Irgendwie hatte ich sie immer als unendlich weit entfernte Beschützer des Kreuzes angesehen. Es war bisher eine Vermutung gewesen, die bekam ich nun bestätigt.

An den Stellen, wo die Buchstaben standen, wurde das Kreuz zu einer gefährlichen Waffe.

Es waren stark gebündelte Strahlen, vielleicht zu vergleichen mit Laserlicht, die damit begannen, ihrer Schutzaufgabe nachzukommen. Sie vernichteten die Nonne.

Gutes hatte sie früher gewollt, doch sie war in einen Wolfszauber geraten, der dem Bösen diente.

Jetzt zahlte sie ihren Tribut.

Ich brauchte nichts mehr zu tun. Das Kreuz hatte den Sinneswandel registriert und richtete sich danach.

Die Strahlen an den vier Ecken des Kreuzes waren wie lange Messer, und sie stachen in den Körper.

Der rechte Arm wurde durchbohrt. Am Gelenk begann es, die dünne Lichtlanze aus Weißer Magie pflanzte sich bis zur Schulter fort, schlug dort einen Bogen, drang in den Hals ein, wobei die Haut durchsichtig wirkte, und an sprödes Glas erinnerte.

Auch die Mitte des Körpers und der Kopf wurden getroffen. Die linke Seite blieb ebenfalls nicht verschont, und ich bekam eine Szene geboten, wie ich sie noch nie im Leben gesehen hatte.

Sie war einmalig, wenn auch schaurig und grauenhaft. Vor mir verglaste ein Mensch.

Hatte ich für einen winzigen Augenblick noch in den Körper hineinblicken können, so änderte sich dies, denn die Haut bekam einen undurchsichtigen Schimmer, so daß ich weder Knochen, Adern noch Venen erkennen konnte. Mein Blick glitt hoch zum Gesicht. Es war nur noch eine gläserne, ovale Masse, und die Haare wirkten wie heuchdünne Fäden aus sprödem Material.

Es knisterte, es knirschte und knackte. Steife Finger hielten das Kreuz, das weiterhin seine Energien absonderte und die Nonne Stück für Stück zerstörte.

Sie schmolz zusammen.

Obwohl ich keine Wärme spürte, mußte mein Kreuz eine ungemein starke Hitze ausstrahlen, die so kräftig war, daß sie das Glas zum Schmelzen brachte.

Clarissa, die Nonne, schmolz vor meinen Augen dahin. Sie hatte das Totenopfer nicht bringen können, und eine Weiße Magie nahm ihr das Recht zum Weiterleben.

Ich stand gebannt auf dem Fleck, schaute in die weißgraue Masse, die kochte und kleine Blasen warf. Längst hatte der Körper seine Form verloren.

Er war nur noch ein Klumpen flüssigen Glases, das allmählich erstarrte.

Diese Gelegenheit nutzte ich aus. Ich sprang vor und nahm mein Kreuz hastig an mich, dabei sammelte ich auch meinen Bumerang auf und hörte plötzlich eine Stimme.

»Keine Hektik, Geisterjäger, wir packen es schon.«

Ich wirbelte herum.

Myxin, Kara und Nadine sah ich. Sie hatten eine magische Brücke geschlagen, um mich zurückzuholen.

»Komm«, sagte die Schöne aus dem Totenreich, die unnatürlich blaß aussah. »Wir haben nicht mehr viel Zeit.«

Ich nickte, deutete gleichzeitig auf Taridis. »Was ist mit ihm?«
»Nimm ihn mit!«
Das tat ich auch. Einen letzten Blick noch warf ich auf die dahingeschmolzene Nonne und bekam einen Stich, als ich sah, was aus ihr geworden war.
Ein gläsernes Kreuz…

***

Ich holte erst einmal tief Luft, konnte aber noch immer nicht begreifen, daß ich es geschafft hatte. Ich brauchte nur meine Freunde anzusehen, um erkennen zu können, daß wir es hinter uns hatten.
In der Hand hielt ich mein Kreuz. Ja, Freunde, es gehörte mir, ich war der Sohn des Lichts, und ich schwor mir, daß es niemandem gelingen sollte, es mir abzujagen. Würde dies doch einmal geschehen, dann wollte ich es mir wieder zurückholen.
Myxin kümmerte sich um den verletzten Griechen. Was mit ihm geschah, wußte ich jetzt nicht, ich hatte andere Probleme, und diese hießen Nadine Berger.
War sie tot, war sie nicht tot?
Fragen, auf die ich so gern eine Antwort gewußt hätte. Ich streichelte ihr Fell, fuhr mit den Fingern hinein. Sie schaute mich an, und ich sah in die Augen der Filmschauspielerin.
»Wenn du doch reden könntest«, murmelte ich erstickt und spürte den Schauer über meinen Rücken rinnen. »Wenn du nur reden könntest…«
Die Wölfin blieb stumm.
Und mir blieb nur die Hoffnung, eines Tages mehr über diesen unheimlichen Wolfszauber zu erfahren, denn ich war fest davon überzeugt, in dieser Hinsicht erst am Beginn der Ermittlungen zu stehen…

ENDE